

Frankfurter Allgemeine
Magazin

DEZEMBER 2020



TIER BIN ICH

Die Stärke der Dackel,
die Perspektiven des Sports,
die Illusionen des Films,
die Freuden des Innenlebens
und noch mehr Geschenke



TOWARDS A DREAM

LOUIS VUITTON

louisvuitton.com

RICHARD MILLE



CALIBER RM 72-01

RICHARD MILLE BOUTIQUE MÜNCHEN
MAXIMILIANSTRASSE 34
+49 89 45 22 13 00

www.richardmille.com

NICHT NICKEN, LESEN!

Ja, das wusste ich auch noch nicht, dass das Wort Familie im Lateinischen so viel wie „Gesinde“ heißt, also „Gesamtheit der Dienerschaft“, von *famulus*, „Diener“. Das lässt dann doch viele Interpretationen zu, die uns das Familienfest Weihnachten in diesem Jahr weniger schmerzhaft erscheinen lassen. Seit der Heiligen Familie glauben wir natürlich gern an die heile Familie. Dabei ist sie oft ohnehin schon zur eiligen Familie verkommen. In diesem Jahr wird nun immerhin der Zwang aufgelöst, zum Fest Harmonie zu spielen. Nähe ist nur mit Abstand erlaubt. Viele Eltern werden allein unterm Weihnachtsbaum sitzen, eben weil ihre Kinder sie so lieben. Kinder fragen sich, wohin sie eigentlich gehören, wenn sie nicht einmal ihre Großeltern besuchen dürfen, die ihnen oft lieber sind als die eigenen Eltern. Aus diesen Widersprüchen werden wir Sie auch mit diesem Heft nicht befreien. Aber immerhin zeigen wir mit unserem leicht erweiterten Familienmodell, dass auch ein Dackel Trost spenden kann, selbst wenn er sich eher als *pater familias* denn als *famulus* fühlt. Dauernd zu nicken ist nicht seine liebste Beschäftigung, es sei denn, er wäre ein richtiges Spielzeug. Und immerhin beweisen wir mit dem großen Interview über einen Flüchtling und seine Helferin, dass selbst in den unmöglichsten Lebenslagen die Hoffnung zuletzt stirbt. Manchmal geschehen sogar im Alltag Wunder. Sogar das Thema Design ist in diesen Zeiten mehr als nur Design. Denn wie wir uns einrichten, wie wir dieses Mal zu Hause überwintern, das ist schon eine Frage des Durchhaltens. Insofern ist auch der Selbstversuch der Künstlerin Johanna Keimeyer mehr als nur ein Spaß: Eine Wohnhöhle ist ein guter Schutz gegen die Außenwelt. Man kann darin auch wunderbar lesen, nehme ich an. Das sollte man überhaupt mehr machen in Zeiten verlorener Stunden am Bildschirm, grenzenlosen Social-Media-Konsums und grassierender „Fear of missing out“. Lesen ist so richtig schön antisozial, man verpasst wirklich wenig, die eilige Familie wird ein bisschen ausgebremst und die erweiterte Familie womöglich auch noch, es herrscht endlich mal Ruhe, und die Aerosole können draußen bleiben. Ich finde, das klingt schon fast nach einem frohen Fest. *Alfons Kaiser*



Verantwortlicher Redakteur:

Dr. Alfons Kaiser

Redaktionelle Mitarbeit:

Julia Annon, Reinhard Bißgener, Johanna Dürholz, Sebastian Eder, Leonie Feuerbach, Timo Frasch, Aylin Güler, Patrick Heidmann, Jasmin Joughar, Johanna Keimeyer, Peter Kempe, David Klauber, Alan Kler, Philipp Krohn, Thomas Kuball, Ben Kuhlmann, Peter-Philipp Schmitt, Bernd Steink, Karin Truschke, Anna Wender, Jennifer Wiedeking, Maria Wiester, Elena Witzack

Bildredaktion:

Henner Flohr

Art-Direction:

Holger Windführ, Tobias Strier (Stv.)

Layout:

Verena Lindner

E-Mail Redaktion:

magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten. © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Verantwortlich für Anzeigen:

Ingo Müller, www.faz.media

Hersteller:

Andreas Gierth
Einzelhefte können zum Preis von €5,- bei media-solutions@faz.de bezogen werden.

Druck:
Printavis GmbH & Co. KG – Betrieb Nürnberg
Breslauer Straße 300
90471 Nürnberg

BOUCHERON

PARIS SINCE 1858

WEMPE

FEINE UHREN & JUWELEN



PETER KEMPE (links) und **THOMAS KUBALL** kommen ursprünglich aus der Mode. Aber sie haben sich gemeinsam dem Interieur verschrieben. Klassiker und traditionelle Manufakturen behutsam zu verjüngen, das Handwerk zu erhalten, aber mit zeitgemäßem Design und einem Augenzwinkern aufzufrischen – das ist ihre Mission. So bringen sie die Vergangenheit in die Zukunft, ohne futuristischen Visionen zum Opfer zu fallen. Man sieht es an ihren Lieblingsobjekten (Seite 22), die sie für uns ausgewählt und in ihrem natürlichen Habitat fotografiert haben.



PHILIPP KROHN (rechts) hatte sich seine Recherche über das letzte Jahr in der Fußballkarriere eines Viertligaspielers anders vorgestellt. Mit Fotograf Daniel Pilar wollte der Wirtschaftsredakteur dokumentieren, warum sich einer die vielen Mühen noch einmal antut (Seite 36). Die Pandemie beendete die Saison vorzeitig. Als Krohn dann aber mit dem Maskottchen des TSV Steinbach-Haiger vor einem Teil der eineinhalb Tribünen posierte, war wieder zu spüren, wozu die Recherche dienen sollte. Vierte Liga ist ein seltsames Zwischenreich zwischen Oben und Unten.

FOTOS: HELMUT FRICKE, DANIEL PILAR, FRANK RÖTH, THOMAS KUBALL

MITARBEITER

JOHANNA KEIMEYER ist den Lesern dieses Magazins noch aus dem März bekannt – als sie in Bildinszenierungen Lagerfeld, Warhol und Bowie verkörperte. Für dieses Heft näherte sich die Berliner Künstlerin dem Designer Verner Panton über Körper- und Raumexperimente an, die sie mit Stativ und Kamera festhielt. Auf ihrem Bild von seiner Wohnlandschaft (Seite 54) erscheint sie gleich mehrfach – um zu zeigen, welche Freiheiten Panton den Menschen geschenkt hat. In ihrer Kunst möchte sie das Unsichtbare sichtbar machen: Die Kamera ist ihr Instrument der Reflexion.



ELENA WITZECK, Redakteurin im Feuilleton, saß an einem warmen Herbstabend mit einer Freundin bei einem Glas Wein, als sie über ihre Handys das Leid nach dem Brand in Moria sahen. An diesem Abend sprachen sie über nichts anderes mehr. Wie fühlte es sich an, fragten sie sich, hoffnungslos gefangen zu sein? Gab es an einem solchen Ort Menschlichkeit, die gegen die Verzweiflung half? Ihre Schwester Sonja, erzählte ihre Freundin, habe als Freiwillige im Lager gearbeitet und dort ihren jetzigen Freund, einen Afghanen, kennengelernt. Wie war das möglich? Ein paar Wochen später erreichte Witzeck die beiden in der Schweiz. Wenn er in die Kamera sprach, fragte Sonja manchmal nach – als könne sie selbst noch nicht glauben, was ihm auf der Flucht passiert war und dass er nun in der Freiheit einer Einzimmerwohnung neben ihr saß. (Seite 18)





TUDOR

#BORN TODARE

Was treibt einen Menschen dazu an, Großartiges zu leisten? Es mit dem Unbekannten aufzunehmen, etwas Neues zu wagen und vor nichts zurückzuschrecken? Es ist die Willenskraft, die auch TUDOR hervorbrachte. Es ist die Energie, für die jede Armbanduhr von TUDOR steht. Das Leben mancher Menschen wird von Kompromissen bestimmt. Andere sind bereit, ein Leben lang etwas zu wagen.



39-Millimeter-Gehäuse
in Edelstahl 316L

Fünfjährige, übertragbare Garantie ohne Registrierung oder vorgeschriebene regelmäßige Wartung

„Snowflake“-Zeiger
Ein Markenzeichen von TUDOR Taucheruhren seit 1969

Manufakturkaliber
MT5402 mit 70-stündiger „wochenendsicherer“ Gangreserve, Siliziumfeder und COSC-Zertifizierung



BLACK BAY FIFTY-EIGHT



Ein neues Leben: Mit 36 Jahren beendet Nico Herz seine Karriere als Fußballprofi. In seinem letzten Jahr als aktiver Spieler haben wir ihn begleitet. Was kommt danach? (Seite 36)



Zumindest eines fehlt an Weihnachten diesmal nicht: Zeit zu lesen (Seite 46). Wir zeigen, dass sich einige Bücher lohnen, zum Beispiel dieser Bildband über Buchhandlungen.



ZUM TITEL
Der Dackel wurde von Sebastian Artl fotografiert.

- 16 TOMMIE SMITH
- 16 CARL PHILIP BERNADOTTE
- 24 FELICITY JONES
- 56 OLIVIER WAGNER
- 58 ANDREAS GABALIER

GESCHICHTE Die Deutschen lernten Kreuzfahrten zwar langsam lieben, dafür umso mehr. *Seite 11*

REISE Einfach mal raus: In den Bergen lässt sich selbst der graue Spätherbst genießen. *Seite 50*

GESELLSCHAFT Sonja und Mohammad haben sich ausgerechnet in Moria verliebt. *Seite 18*

SCHÖNHEIT Lyn Harris sucht die Inspiration für Düfte wie Rain Cloud in der Natur. *Seite 52*

GESUNDHEIT Was tun gegen den Bewegungsmangel bei Kindern? Gernot Schweizer weiß es. *Seite 42*

TECHNIK Auf Gravelbikes radelt man schnell und bequem; in der Stadt und querfeldein. *Seite 53*

Die nächste Ausgabe des Magazins liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 19. Dezember bei.
Im Netz: www.faz.net/stil **Facebook:** Frankfurter Allgemeine Stil **Instagram:** @fazmagazin **Twitter:** @fazmagazin

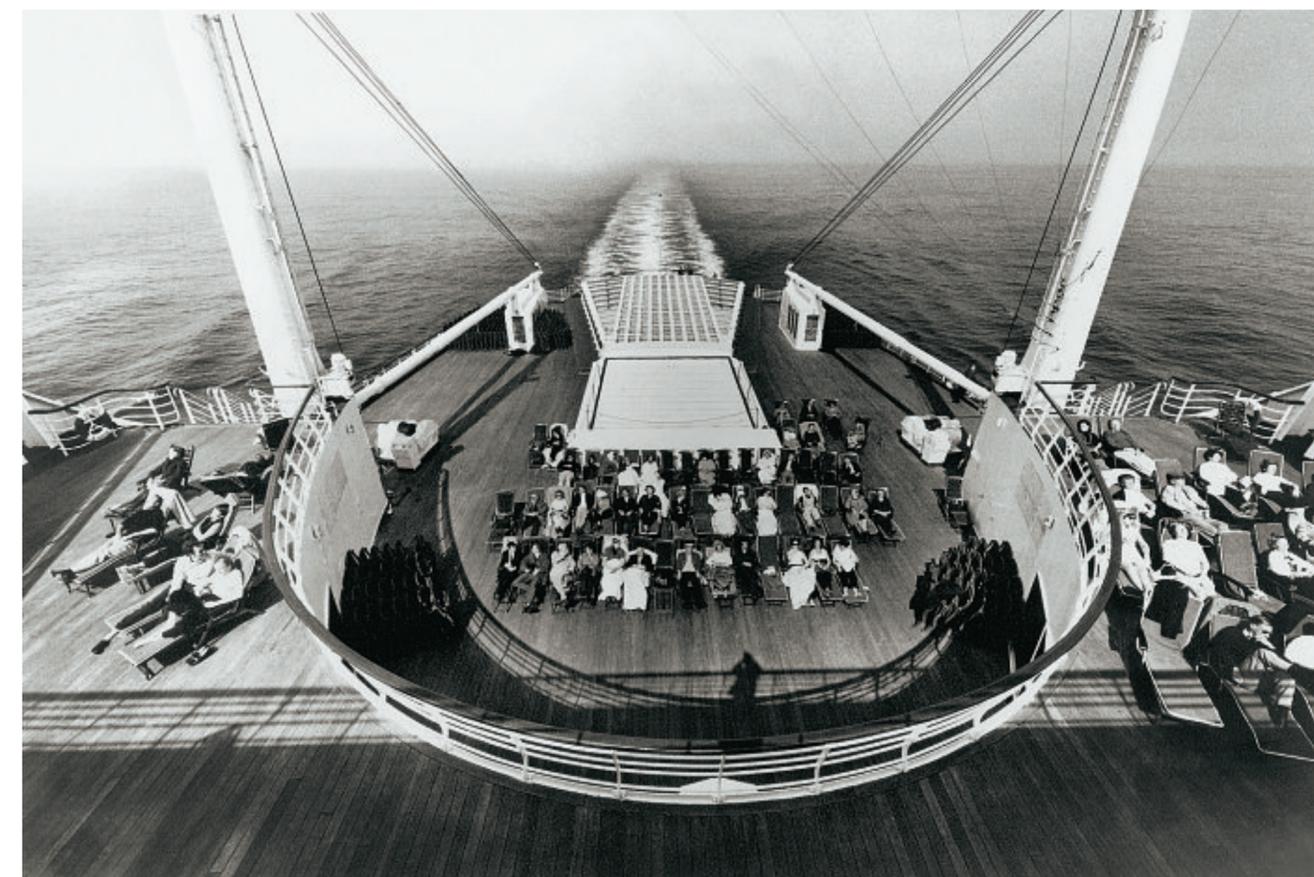


Wird Weihnachten in diesem Jahr ganz anders? Vielleicht. Schöne Geschenke kann man sich zum Glück trotzdem machen. Wir hätten da ein paar Ideen. (Seite 30)



Mit neuen Augen: Die Designer Peter Kempe und Thomas Kuball sind privat und beruflich ein Paar. Im Lockdown nehmen sie ihre Wohnaccessoires genauer wahr als früher. (Seite 22)

FREIFRAU[®]
MANUFAKTUR



Aus der F.A.Z. vom 30. Dezember 1970: „Siesta auf dem Sonnendeck: Die Angebote waren in dieser Wintersaison reichhaltig. Die Reiseveranstalter meldeten erhebliche Zuwachsraten.“ Foto Robert Held

VOR FÜNFZIG JAHREN

„Silvester an Bord eines Kreuzfahrtschiffes zu erleben ist eine beliebte Form des Urlaubsmachens ‚zwischen den Jahren‘ – so stand es am 30. Dezember 1970 im Reiseblatt der F.A.Z. Heute wäre das der Zeitung wohl weder Foto noch Nachricht wert. Doch vor fünf Jahrzehnten war eine Kreuzfahrt durchaus noch etwas Besonderes. Wer entlegene Ecken der Welt mit kleinem Budget bereisen wollte, dem blieb noch Ende der fünfziger Jahre teils nichts anderes übrig, als auf einem Frachtschiff mitzureisen. Ein F.A.Z.-Artikel aus dem März 1958 empfahl hierfür ‚genügend Wein, Schlaftabletten und Ohrenschutz‘, da teils auch nachts noch mit ohrenbetäubendem Lärm geladen wurde. Viele nahmen das auf sich. Das lag auch daran, dass Schiffe damals noch als Transportmittel galten und nicht als schwimmende Hotels. Das Konzept von Linienschiffen, die Urlauber ans Ziel brachten, geriet erst in Bedrängnis, als Flugreisen erschwinglicher wurden.“

Die Reedereien reagierten darauf und regten die Kunden an, „eine Seereise gleichzeitig als Urlaub zu betrachten“, wie es in einem Artikel vom 7. August 1965 heißt. „Verschiedene Schiffe wurden sogar aus der Linienfahrt abgezogen, umgebaut und dann ausschließlich für Kreuzfahrten verwendet.“ Mit Erfolg: „Die Erholung zur See ist populär geworden“, heißt es im März 1967.

Das galt freilich nur für eine Minderheit: Anfang der siebziger Jahre unternahmen knapp 13 Prozent der Westdeutschen eine Reise im Jahr mit dem Flugzeug, aber nur ein halbes Prozent eine mit dem Schiff. Heute erscheinen diese Zahlen, die in einem Artikel zur Illustrierung der schwierigen Lage der Schifffahrt herangezogen wurden, wie aus einem ganz anderen Zeitalter. So flogen zwischen April und Oktober 2018 fast 13 Prozent der Deutschen allein nach Spanien. Dass es Kreuzfahrten vor 50 Jahren bei den allermeisten Deutschen noch schwer hatten, lag an ihrem verstaubten Image: alte Menschen, kalorienreiches Essen, strenge Kleiderordnung. In einem Artikel vom Februar 1986 mit dem Titel „Bei der Kreuzfahrt sind die Deutschen lauter Diven“ wurde ein weiterer Grund dafür angeführt: „Gerade das länderkundliche Interesse hält viele Bundesbürger von der See ab, weil sie befürchten, auf einem Schiff mit dem Besuch einiger Häfen nicht genug zu sehen.“

Häufigere Landgänge, preiswertere Kabinen und ein entspannteres Ambiente halfen, das zu verändern. Und so wächst der Markt mit den Kreuzfahrten schier unaufhörlich. 2018 unternahmen 2,7 Millionen deutsche Passagiere eine Schiffsreise, 2019 waren es dann schon 3,1 Millionen. Auf der ganzen Welt legten Kreuzfahrten innerhalb des Reisemarkts jahrelang überproportional zu.

In diesem Jahr hingegen sind die Gästezahlen corona-bedingt eingebrochen. Die Rostocker Reederei Aida, die 2019 noch 1,3 Millionen Gäste hatte, beförderte seit Ausbruch der Pandemie gerade einmal 2000 Personen. Zwar könnte es im kommenden Jahr dank Impfstoffen wieder besser aussehen. Doch nicht erst seit der Corona-Krise fragen sich immer mehr Menschen, ob Kreuzfahrten mit ihren gewaltigen Emissionen überhaupt noch zeitgemäß sind. Denn ein einziges Schiff verpestet Luft und Atmosphäre so stark wie mindestens 400.000 Autos.

Auch die Massen an Touristen, die von Bord der Kreuzfahrtschiffe in die Küstenorte strömen, werden zunehmend kritisch beäugt: Sie klappern die immer gleichen Sehenswürdigkeiten ab, ohne viel Geld an Land zu lassen. Venedig etwa besuchen zwischen 20 und 30 Millionen Menschen im Jahr – doch nur etwa jeder Zehnte von ihnen übernachtet dort. Läden und Cafés sind dennoch nur noch auf Touristen zugeschnitten, sodass selbst mittelalterliche Städte schon wie Disneyland erscheinen: teuer, künstlich, nicht lebenswert.

Immerhin wurde 2018 mit der „Aida Nova“ das erste ausschließlich mit Flüssiggas betriebene Kreuzfahrtschiff der Welt in Dienst genommen. Andere Reedereien werden folgen. Seit diesem Jahr gelten strengere Grenzwerte für Schwefel im Treibstoff, weshalb die Betreiber von Schweröl auf Marinediesel umsteigen oder verbesserte Reiningungstechnologie einbauen müssen. Nicht nur deshalb wäre es voreilig, den Boom der Kreuzfahrt für beendet zu erklären: Eine Feiertags-Fahrt ohne Zwischenstopp in die Karibik mit vorherigen Corona-Tests, Abständen an Bord und täglichem Fiebermessen war bei Tui Cruises kürzlich binnen weniger Stunden zur Hälfte ausgebucht. Bei allen Veränderungen im Reiseverhalten: „Silvester an Bord eines Kreuzfahrtschiffes zu erleben“ – das gefällt vielen offenbar immer noch. *Leonie Feuerbach*

ONA FAMILY

designed by SEBASTIAN HERKNER – Handmade in Germany by FREIFRAU MANUFAKTUR GmbH & Co. KG – www.freifrau.com

I. Mit Fug und Recht kann man den heiligen Antonius von Koma nicht nur als Begründer des christlichen Mönchtums, sondern auch als „Godfather of social distancing“ bezeichnen.

II. Als Sohn reicher christlicher ägyptischer Bauern führte er zunächst ein recht lasterhaftes Leben, bis ihn nach dem Tod seiner Eltern der Ruf Gottes ereilte.

III. Er verkaufte sein Hab und Gut, steckte seine Schwester in ein Kloster und ließ sich als Einsiedler in einem kleinen Dattelhain unweit von Alexandria nieder.

IV. Die Ruhe währte aber nicht lange. Nach kurzer Zeit machten ihn seine alten Freunde ausfindig, die nicht glauben konnten, dass ein Mensch völlig allein leben könne. Als bald entstand eine regelrechte Tourismus-Industrie rund um den Dattelhain.

V. Nach spätantiken Quellen wurde Antonius von Dämonen heimgesucht, tatsächlich aber reisten Scharen von Pilgern aus ganz Ägypten und Griechenland an. Der Kirchenvater Hieronymus berichtet, dass der Verleih von Dromedaren rund um die Einsiedelei schlagartig angestiegen sei.

VI. Schnell wurde es Antonius zu bunt, und er suchte das Weite. In der Hoffnung, endlich Ruhe zu finden, versteckte er sich in einem alten Pharaonen-grab und verriegelte den Eingang.

VII. Doch seine Jünger ließen nicht locker. Sie brachen die Tür auf, und innerhalb kurzer Zeit wurde er von fast 9000 meditationswütigen Anhängern belagert.

VIII. Wieder machte er sich aus dem Staub. Er ließ sich auf einer Bergspitze nieder, seine engsten Freunde hielten ihm im Tal die Gefolgschaft vom Leib. Im Gegenzug ließ er sich einmal täglich blicken und vollführte einige Wunder.

IX. Als Antonius im Sterben lag, bat er seine Jünger, ihn an einem geheimen Ort zu bestatten, damit er wenigstens im Tod seine Ruhe habe. Doch wieder hatte er Pech. Im Jahr 561 wurde sein Grab entdeckt.

X. Heute befinden sich seine Gebeine in Frankreich in der Kathedrale von Arles, wo sie jährlich von Tausenden Touristen bestaunt werden.

antonius von koma
† 356
• vermutlich 251

Von Simon Schwartz



SCHAFFRATH

UNIQUE SINCE 1923

LA LUNA
GEKÜRT ZUM DIAMANTRING
DES JAHRES



Deutscher
Diamant
Club



EXKLUSIV ERHÄLTlich
BEI IHREM DDC-JUWELIER

DEUTSCHER DIAMANT CLUB

WWW.DEUTSCHER-DIAMANT-CLUB.DE

SCHAFFRATH1923.COM

@schaffrath1923

PRÊT-À-PARLER



Desinfektionsduft in jedem Raum

Fröhliche Weihnacht überall, tönet durch die Lüfte froher Schall. Weihnachtstern, Weihnachtsbaum... Naja, Weihnachten 2020 riecht anders. Am Ende eines komplizierten Jahres zieht auch von dieser Seite nicht der Geruch von Oud oder Zimt herbei. Glitzerschuhe, Partykleider, Samtfliegen haben wir in den zehner Jahren gelassen. In dieser Adventszeit hängt anstelle von Weihnachtsduft der Geruch scharfen Desinfektionsmittels in jedem Raum.

Es sei mal dahingestellt, wie wirksam diese vielen Gele und Sprays gegen Coronaviren schützen, ob nicht gründliches Händewaschen mit Seife gesünder ist. Jede Zeit hat ihre Trends, und zur Corona-Zeit gehört eben das

Desinfizieren der Hände, wie es zuvor höchstens keimphobische Amerikaner praktiziert haben.

Entsprechend hat sich das Sortiment erweitert. Sagrotan? Guerlain (4), um nur ein Beispiel zu nennen. Oder ein zweites: Es gibt Desinfektionsmittel im Kombiprodukt samt Handcreme von Babor (7). Und Dr. Bronner (8), dessen Lavendelspray schon vor Corona eine Instanz in Sachen Lifestyle-Desinfektion war, hat jetzt, da eine Zeit nach Corona trotz baldiger Impfstoff-Zulassung noch immer nicht abschbar ist, eines, das so stark pfefferminzig riecht wie ein Vivil-Bonbon. Eine nebensächliche Erkenntnis dieses Jahres ist deshalb auch diese: Selbst die Hand-

desinfektion kommt nicht ohne Duftnoten aus. Kräuterige etwa im Fall der Gele von Grown Alchemist (6) und Aesop (2). Das Spray von Neatly (3) hingegen riecht dezent nach Jasmin, das flüssige Gel von L'Occitane (5) nach Verbene, das Spray von Kosho (9) erinnert an den Duft von Matcha aus Japan, und das Gel von Noble Isle (10) zitiert schottischen Meerfenchel. Wenn man schon nicht reisen kann und auch nicht gesellig beim Gin zusammensitzt. Also dreht die Destille Heimat (1) aus Schwaigern bei Heilbronn ihr Produkt für den Trend zum Gintrinken weiter. Zum Desinfizier-Trend gibt es Gin-Spray, das nach Thymian riecht. (jwi.)
Fotos Hannah Aders

MR MARVIS
AMSTERDAM



ES IST WINTERZEIT

Zieh dich richtig für die Kälte an und du wirst sehen, dass die kalte Jahreszeit viel zu bieten hat. So wie MR MARVIS. Unsere perfekten Hosen sind jetzt verfügbar in 17 Farben. Welche ist dein Favorit?



BESTELLE JETZT DEINE MR MARVIS HOSEN AUF MRMARVIS.DE



SNEAK AROUND (25): PUMA SUEDE X TOMMIE SMITH

Als der Sprinter Tommie Smith bei den Olympischen Spielen 1968 in Mexiko-Stadt den Weltrekord über 200 Meter brach, herrschten in den Vereinigten Staaten Unruhen: Diskriminierung und Rassentrennung sollten endlich ein Ende haben. Um ein Zeichen zu setzen, legten die schwarzen Leichtathleten Smith und John Carlos, der Drittplatzierte über 200 Meter, den Weg zum Siegerpodest barfuß zurück. Damit wollten sie auf die Armut von Schwarzen aufmerksam machen, die sich in vielen Teilen der Welt keine Schuhe leisten konnten. Während die amerikanische Nationalhymne ertönte, schlossen sie die Augen, senkten die Köpfe und reckten die behandschuhten Hände zu Fäusten geballt in Richtung Himmel.

Die Black-Power-Geste ging in die Geschichtsbücher ein und wurde zu einer Ikone der Bürgerrechtsbewegung. Das Internationale Olympische Komitee schickte die Sportler zurück in die Vereinigten Staaten, was die Wirkung ihres Protests noch verstärkte. An seinen Füßen – und später in der Hand – trug Smith bei diesem historischen Auftritt den Puma Suede. So wurde der Schuh zum Symbol des Widerstands. Damals war Smith schon seit zwei Jahren Markenbotschafter von Puma. Der Sportartikelhersteller zahlte zwar nicht gleich Geld, versorgte Smith aber mit spezieller Babymilch für seinen kleinen Sohn, die er sich sonst nicht hätte leisten können.

Als Hommage an den heute Sechundsiebzigjährigen hat Puma nun eine äußerst begrenzte Anzahl der Silhouette herausgebracht. Der Premium-Sneaker aus Leder und Wildleder im originalen Schwarz-Weiß-Farbschema ist auf 307 Paar limitiert – das war Smiths Trikotnummer bei Olympia 1968. Eine individuelle Numerierung mit goldenen Zahlen ersetzt das Standard-Logo der springenden Wildkatze an der Ferse. Jedes Paar wird mit einem von Smith signierten Echtheitszertifikat geliefert. In den Handel



kommen die Schuhe nicht, sie gehen nur an Puma-Athleten und Mitglieder des Puma-Teams.

Die Neuauflage führt weit in die Vergangenheit: Der Suede ist seit mehr als 50 Jahren Bestandteil der Straßenkultur. Die Zeitlosigkeit hat mit seiner Minimalästhetik zu tun, aber es haben auch Schlüsselfiguren mehrerer Generationen das Erbe des Schuhs weitergetragen: Walt „Clyde“ Frazier trug ihn auf Basketballplätzen der siebziger Jahre, in den Achtzigern wurde er zum Mittelpunkt der Breakdance-Bewegung. Durch die dicke Gummisohle und das flexible Obermaterial war er ein perfekter Begleiter für alle B-Boys. Als die „New York City Breakers“ den Suede in ihren spektakulären Hip-Hop-Darstellungen trugen, musste man ihn einfach haben. Bis heute ist er eine Ikone, vor allem in der Skaterszene. Dabei ist der Schrittmacher sozialer Bewegungen immer ein klassischer Sneaker geblieben. Für mich ein Schuh für die Ewigkeit. *Aylin Güler*



Der Prinz bleibt auch online auf dem Teppich

Er war gerade ein paar Monate alt, als er den Thron an seine ältere Schwester Victoria verlor. Seither, seit 1980, ist sie die Kronprinzessin, und er, Carl Philip, ist darüber nicht einmal besonders unglücklich. Der schwedische Prinz wurde zwar nach allen königlichen Regeln und für alle Eventualitäten ausgebildet und für den Fall einer möglichen Nachfolge auf den Thron auch vorbereitet, doch spätestens seit er nur noch die Nummer vier in der schwedischen Thronfolge ist, kann er sich ganz dem widmen, was ihm am meisten Spaß macht: dem Design.

Schon sein Großonkel war ein bekannter schwedischer Designer. Auch Sigvard Bernadotte (1907 bis 2002) arbeitete bereits mit einem anderen Designer zusammen, mit Acton Björn. Bernadotte & Björn entwickelten unter anderem die Teig-Rührschüssel Margrethe, die dank Dr. Oetker in fast jeder deutschen Küche zu finden ist und nach Sigvard Bernadottes Nichte benannt ist, der dänischen Königin Margrethe II., die zugleich Carl Philips Patentante ist.

Carl Philip Bernadotte, Jahrgang 1979, arbeitet seit acht Jahren mit dem Designer Oscar Kylberg zusammen. Der sieben Jahre ältere Kylberg stammt aus einer Künstlerfamilie, sein Urgroßvater, der Maler Carl Oscar Kylberg (1878 bis 1952), ist der bisher bekannteste Kylberg.

Carl Philip Bernadotte und Oscar Kylberg lernten sich 2003 kennen – anlässlich des 60. Geburtstags von Königin Silvia von Schweden. Als Designer-Duo nennen sie sich Bernadotte & Kylberg. Beide haben an der Forsbergs Skola

in Stockholm Grafikdesign studiert und nach der Gründung ihres Studios 2012 schon viele Produkte gemeinsam auf den Markt gebracht: Porzellanschalen für Gustavsberg, Jacken für A-One, Weingläser für Zwiesel, Vasen für Stelton, Brillengestelle für Syntam. Materialien sind für ihren „Wandel durch Design“ besonders wichtig, sie wollen neue Wege beschreiten, etwa mit dem kompostierbaren Einweggeschirr Amazonica, das sie 2017 für Duni entwickelt haben: Es besteht aus Bagasse – Faserresten, die bei der Produktion von Zucker aus Zuckerrohr anfallen.

Nun haben die beiden eine eigene Marke gegründet: NJRD, ausgesprochen Njord. Wie der Name andeutet, der sich auf die nordische Mythologie bezieht, wollen sie sich in die Tradition des skandinavischen Designs stellen – das minimalistisch, funktional und grafisch ist.

Für NJRD haben sie Porzellan, Teppiche und Decken entworfen, die über die Online-Plattform Nordic Nest (bis 2019 firmierte sie unter dem Namen Scandinavian Design Center) zu haben sind. Auf ihr ist die Marke von Bernadotte & Kylberg zwar nur eine von vielen; mehr als 24.000 Produkte skandinavischer Hersteller werden von Nordic Nest vertrieben. Aber die beiden haben sich über sie zugleich erstmals global aufgestellt, werden nun in vielen Ländern und in zehn verschiedenen Sprachen vermarktet. Zudem kann nicht jede Marke einen echten Prinzen aufweisen, der beinahe einmal König geworden wäre – was sicher ein Wettbewerbsvorteil ist. *(pps.)*



Carl Philip Bernadotte (rechts) und Oscar Kylberg lernten sich auf einer Geburtstagsfeier von Königin Silvia kennen. Als Designer-Duo Bernadotte & Kylberg vertreiben sie ihre Marke NJRD nun auch online.

PRÊT-À-PARLER

Die Geschichte von Alice Urbach nahm noch eine Wendung

In unserer Oktober-Ausgabe hat Leonie Feuerbach die Geschichte von Alice Urbach erzählt, einer jüdischen Wienerin, deren Kochbuch nach dem „Anschluss“ Österreichs an Nazi-Deutschland 1938 einen „arischen“ Verfasser namens Rudolf Rösch bekam. Karina Urbach, die Enkelin der Köchin, hat den Raub des Werks gerade in „Das Buch Alice. Wie die Nazis das Kochbuch meiner Großmutter raubten“ geschildert. Lange hatte der Verlag des Kochbuchs ihre Anfragen zuvor abgewimmelt. Nun, als ihr Buch erschien, übertrug er Karina Urbach und ihrer Kusine die Rechte an „So kocht man in Wien!“ Eine glückliche Wendung.

Kaum war unser Bericht über das Buch erschienen, meldete sich der freie Journalist Jochen Zenthöfer, der auch für die F.A.Z. schreibt, mit der Betreffzeile „Ihre wunderbare Recherche zu ‚Das geraubte Kochbuch‘ und eine kleine Folge davon“. Zenthöfer hatte die deutsche und die österreichische Nationalbibliothek kontaktiert, in

denen „So kocht man in Wien!“ kommentarlos als von Rudolf Rösch verfasst geführt wird. Die Bibliotheken in Frankfurt und in Wien weisen nun künftig darauf hin, dass Alice Urbach Autorin des Kochbuchs ist.

„Der von Ihnen vorgebrachte Fall ist für uns zudem Anlass, für die Zukunft grundsätzliche Kriterien bzw. ein Vorgehen in Hinsicht auf Werke zu erarbeiten, bei denen eine geraubte Autorenschaft jüdischer oder anderweitig verfolgter Autoren im Raum steht bzw. erwiesen ist“, schreibt die Deutsche Nationalbibliothek in Frankfurt. Und die Österreichische Nationalbibliothek will folgende Formulierung in den Katalog aufnehmen: „Wahre Urheberin des Kochbuchs war die jüdische Autorin Alice Urbach, deren Urheberschaft an dem Werk vom Verlag ab 1938 nicht mehr korrekt ausgewiesen wurde. Das Buch erschien fortan in einer vom Verlag eigenmächtig bearbeiteten Fassung unter dem falschen Autorennamen Rudolf Rösch.“ Noch eine glückliche Wendung. *(F.A.Z.)*

GESCHENKE, DIE BLEIBEN

HANDSIGNIERTE, LIMITIERTE KUNST ONLINE UND IN 25 GALERIEN WELTWEIT



Marino Parisotto
The sky over New York I
Open Edition
130x96 cm
Art.-Nr. MPS17
1.090 €

LUMAS ART EDITIONS GmbH, Einsy-Reiter-Platz 2,
10587 Berlin, Änderungen und Irrtümer vorbehalten.

FOTOS: AYLIN GÜLER, LASSE FLORE ©

LUMAS.DE

BERLIN · LONDON · NEW YORK · PARIS · WIEN · ZÜRICH
DORTMUND · DÜSSELDORF · FRANKFURT · HAMBURG · HANNOVER · KÖLN
MANNHEIM · MÜNCHEN · STUTTGART · WIESBADEN

LUMAS¹

THE LIBERATION OF ART

„Alles ist anders, wenn du es mit eigenen Augen siehst“

Sie trafen sich im Flüchtlingslager in Moria. Heute ist er frei, und sie sind ein Paar. Sonja B. und Mohammad K. im Gespräch über Menschlichkeit in unmenschlichen Zuständen, Reden ohne Worte, eine lange Flucht und das Lernen in einer Beziehung.

Interview Elena Witzeck
Fotos Fabian Fiechter

Sonja und Mohammad, Sie waren beide im größten Flüchtlingscamp Europas, in Moria, bevor es abbrannte. Dort haben Sie sich kennengelernt. Nun leben Sie, Mohammad, Tausende Kilometer entfernt in der Schweiz. Fühlt sich das Leben realer an?

MOHAMMAD: Ja, natürlich, viel realer als in Griechenland. Ich kann zur Schule gehen. Gerade bin ich aus der Flüchtlingsunterkunft in ein eigenes Zimmer gezogen, in einen kleinen Ort in der Nähe von Basel.

Haben Sie noch Kontakt nach Moria? Was haben Sie zuletzt gehört?

MOHAMMAD: In den letzten Wochen hat es viel geregnet. Nach dem Brand hatten meine Freunde, die noch in Moria leben, lange keinen Strom, um ihre Handys zu laden. Ich habe aber gehört, dass die Regeln jetzt noch strenger geworden sind und die Zustände schlimmer. **SONJA:** Das Camp ist zerstört. Die meisten Geflüchteten, zu denen wir noch Kontakt haben, leben auf der Straße. Wenn sie in Griechenland als Flüchtlinge anerkannt wurden, bleibt ihnen vorerst nichts anderes übrig, in ein Camp dürfen sie ja nicht mehr. Ein Freund lebt in diesem neuen Camp. Ich schreibe ihm hin und wieder. Aber er ist schwer zu erreichen.

Hat Sie das Unglück im September überrascht?

SONJA: Nein. Ich war vor zwei Jahren im Lager. Damals war es schon schlimm. In der Zeit, in der ich auf Lesbos gearbeitet habe, gab es zwei Feuer. Und vor dem Unglück im Herbst hatten die Geflüchteten schon wochenlang protestiert. Die Spannung war enorm hoch. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass das ganze Lager abbrennen würde, aber es hat uns nicht überrascht. **MOHAMMAD:** Es war schlimmer als in jedem anderen Camp. Die meisten Lager haben ja Strom und Schattenplätze. In Moria haben die Stromleitungen nur an bestimmten Orten und für kurze Zeit funktioniert. Es regnete in die Zelte. Dann musste man draußen schlafen. **SONJA:** Alle dachten, es würde irgendwie besser, aber es wurde immer nur schlechter.

Mohammad, wie kamen Sie nach Moria?

MOHAMMAD: Ich hatte gar keine Vorstellung von Griechenland, als ich aus Afghanistan über die Türkei ins Land kam. Das war spätnachts. Man nahm uns gleich fest, sagte uns, wir kämen an einen sicheren Ort. Ich war sehr dankbar. Dann erzählte jemand aus der Gruppe, dieser angeblich sichere Ort sei ein Gefängniscamp. Als ich die ganzen Zelte sah, sagte ich ihnen, dass ich auf keinen Fall bleiben würde. Die Menschen, die uns hingebacht hatten, behaupteten, es wäre nur vorübergehend. Aber dann begegnete ich Leuten, die schon viele Jahre lang im Camp lebten.

Was war das Schlimmste an diesem Ort?

MOHAMMAD: Das Warten auf Essen. Meistens standen 3000 Leute in der Schlange. Wir waren damals ungefähr 8000 im Camp, viel mehr, als es Kapazitäten gab. Wir standen also an und wussten: Es gibt gar nicht genug Essen für alle. Immer wenn klar wurde, dass die Vorräte ausgingen, sind die Menschen durchgedreht. Sie mussten dann gehen und es am nächsten Tag wieder versuchen. Ich habe viele Kinder gesehen, die stundenlang in der Schlange schliefen. Die Leute haben sich dann mit dem Warten abgewechselt. Im Sommer war es unerträglich heiß.

Wie haben Sie sich Ihre Hoffnung bewahrt?

MOHAMMAD: Ich habe schon gemerkt, dass es nichts bringt, auf ein Ende zu hoffen. Aber ich hatte ja keine Option. Immer, wenn ich mich verständlich machen

Warum ist es am Rhein so schön? Mohammad K. hat in der Schweiz die Freiheit gefunden. Und Sonja B. hat die Chance, hier in Basel mit ihrem Freund zusammen zu sein.

wollte, brauchte ich einen Übersetzer. Die Anwältin, die mir zugewiesen wurde, habe ich zwei Monate lang nicht gesehen. Niemand kannte ihren Namen. Einmal kam sie, aber nur, um meine Handynummer zu notieren. Es war klar: Keiner würde mir helfen. Ich konnte wochenlang im Zelt liegen. Nichts würde sich ändern. Ich habe versucht, irgendetwas zu tun, zu arbeiten...

SONJA: Du bist aktiv geblieben...

MOHAMMAD: Ja. Meine Mitarbeit bei der Nichtregierungsorganisation hat geholfen. Dort habe ich dann Menschen kennengelernt, die mich unterstützt haben. Ich habe Englisch gelernt. Und dann kam Sonja.

Sonja, wie sind Sie nach Moria gekommen?

SONJA: Das war im Dezember 2018. Mohammad war schon ein Jahr im Lager. Beim ersten Mal war ich sieben Wochen da, im Oktober 2019 dann noch einmal für drei Wochen. Ich hatte viel über diesen Ort gehört. Ich war politisch interessiert und wollte sehen, wie es den Geflüchteten wirklich geht. Nach meinem Erasmus-Semester in Rhodos bin ich hingefahren. Die Organisation „Refugee 4 Refugees“, die Geflüchtete und Freiwillige beschäftigt, suchte noch Unterstützung.

Was war das Erste, woran Sie sich erinnern?

SONJA: Im offiziellen Camp waren wir Helfer nicht erlaubt. Aber außen herum standen auch überall Zelte. Durch diesen Bereich bin ich in den ersten Tagen gelaufen. Diese Enge, die Gerüche, die Lautstärke: Es war leicht zu erkennen, dass ich mich dabei nicht gut fühlte. Die Geflüchteten vor den Zelten sahen es und begannen, mir zuzurufen, mich zu fragen, wie es mir geht. Sie boten mir Tee an – eine verkehrte Welt. Es war mir unvorstellbar, wie man dort überleben sollte. Und dann kümmerten sich diejenigen, denen ich helfen wollte, um mich.

Wie sah dann Ihr Alltag aus?

SONJA: Ich sollte einen Kleinbus mit Freiwilligen und ausgewählten Bewohnern des Camps zu einer Kleider-



vergabestelle bringen, dem sogenannten Shop. So fuhr ich den halben Tag durch Lesbos. Ich weiß noch, wie mich die Energie der Freiwilligen, die auch im Lager lebten, überraschte. Einige von ihnen waren ja schon ewig dort. Trotzdem machten sie morgens ihre Witze. Einmal setzte sich ein afghanisches Mädchen mit einem Croissant in der Hand neben mich. Ich fragte sie, wie lange sie dafür angestanden hatte. Zwei oder drei Stunden, antwortete sie. Dann wollte sie mir das Croissant geben.

Hatten Sie das Gefühl, selbst überhaupt helfen zu können?

SONJA: Wenn man unter helfen schon versteht, dass man Menschen mit Kleidung versorgt: ja. Wir konnten jeden Tag etwa 100 Geflüchteten Jacken und Sweatshirts aushändigen. Ich wusste aber, bei 8000 Menschen im Camp war das verschwindend wenig. Ich fand es schwierig, mir vorzustellen, dass ich einen sinnvollen Beitrag leistete. Beim Blick auf das große Ganze konnte ich den nicht sehen.

Im Verlauf Ihrer ersten Wochen im Lager haben Sie sich kennengelernt. Wie ist das passiert?

MOHAMMAD: Sonja hat mich eines Morgens mit dem Bus abgeholt. Ich war dafür zuständig, die Anmeldungen für die Kleiderhilfe zu vergeben und darauf zu achten, dass die ausgewählten Lagerbewohner im Bus saßen. Auf der Fahrt saßen wir nebeneinander und haben uns unterhalten. Das muss eine ganze Weile so gegangen sein, sechs Wochen vielleicht.

SONJA: Mohammad hat uns morgens immer Tee gemacht. Auf einem Becher stand mein Name, auf dem anderen seiner. Wir haben über alles Mögliche geredet.

Konnten Sie sich überhaupt so gut verständigen?

SONJA: Ich war überrascht zu lernen, wie viel sich mit wenigen Worten sagen lässt. Manchmal mussten wir einen kleinen Umweg nehmen, um zu beschreiben, worauf wir hinauswollten. Aber wir haben uns auf anderen Ebenen verstanden.

Mohammad, hat diese Begegnung Ihnen dann Hoffnung gegeben?

MOHAMMAD: Ja, aber Sonja ging nach Deutschland zurück. In den Monaten darauf fühlte ich mich sehr allein. Mir ging es zunehmend schlechter, ständig hatte ich Magenschmerzen. 2019 kam ich nach zwei Ablehnungen ins Gefängnis. Es sollte geprüft werden, ob man mich abschieben konnte. Von April bis Juli saß ich dort. Dann kam ich ins Krankenhaus. Einmal in der Woche habe ich Sonja angerufen. Sie hat sich Zeit für mich genommen. „Warte mal die nächste Woche ab“, sagte sie. Das Reden hat mir unglaublich geholfen.

Und dann?

MOHAMMAD: Nach meiner Entlassung sollte ich warten, bis das Gericht entscheiden würde, ob ein weiterer Asylantrag möglich sei. So lange wollte ich nicht warten. Eine Familie aus Afghanistan, die auch auf der Flucht war, bot mir an, mich mit nach Athen zu nehmen. Die Frau war schwanger. Das war eine Chance: Ohne Familie wäre es schier unmöglich gewesen, über die Grenzen zu kommen. Also folgte ich ihnen nach Albanien, Kosovo, Serbien, Bosnien, Kroatien, Slowenien. Tagelang begegneten wir keinen Menschen. Als ich in Italien ankam, rief ich als erstes Sonja an. Da hatte ich vier Tage lang nichts gegessen.

Wie sind Sie damit umgegangen?

SONJA: Ich wollte ihn unterstützen, wie ich konnte. Aber ich hatte keine Ahnung, wie man als Geflüchteter Ländergrenzen überquert. Glücklicherweise musste ich darüber mein ganzes Leben lang nicht nachdenken. Als Mohammad nach Italien kam, habe ich die Abschieberegeln europäischer Länder studiert. Ich habe das Land gesucht, in dem er die größten Chancen auf ein Bleiberecht hatte. Es gibt einen Vorteil an der Schweiz: Die Behörden erledigen dort alles sehr schnell.

Wie oft sehen Sie sich jetzt?

SONJA: Ich versuche, alle zwei Wochen hinzufahren. Ich studiere ja noch – meistens klappt das.

Und wie hat Ihr Umfeld auf die Beziehung reagiert?

MOHAMMAD: Ich habe in meinen ersten Monaten in der Schweiz eigentlich niemanden kennengelernt, dem ich davon erzählen wollte.

„Meine Mutter weiß nicht, wie das in Europa ist. In meinem Land gibt es ja so etwas wie eine feste Freundin gar nicht. Ich habe ihr noch nichts von unserer Beziehung erzählt.“ //

Mohammad



„Ich habe gelernt, wie man sich einfach, klar und ehrlich ausdrückt. Mir ist bewusst geworden, mit wie wenig andere leben können und wie viele Sorgen unnötig sind.“ //

Sonja

Was ist mit Ihren Familien?

MOHAMMAD: Meine Mutter weiß nicht, wie das in Europa ist. In meinem Land gibt es ja so etwas wie eine feste Freundin gar nicht. Ich habe ihr noch nichts von unserer Beziehung erzählt. Und meine Brüder fragen nur danach, ob ich glücklich und sicher bin. Aber alle kennen Sonja als eine Freundin. Ich habe ihr etwas auf Pashto beigebracht. Sie haben schon miteinander gesprochen. Meine Familie mag sie sehr.

SONJA: Meine Freunde waren alle sehr glücklich und zufrieden mit meiner Entscheidung. Nur meine Eltern nicht so sehr.

Woran liegt das, und was lässt sich dagegen tun?

SONJA: Viele Menschen hatten noch nie mit Geflüchteten zu tun. Das ist das Problem. Sie lesen von ihnen nur in der Zeitung, und da geht es dann oft um Negativbeispiele. In Deutschland und in der Schweiz sind die Erstaufnahmelager und Flüchtlingsheime so weit von den Innenstädten und ihrem Leben entfernt. So integriert man doch niemanden. So stellt man Leute ab.

MOHAMMAD: In meinem Zelt konnte ich für die Leute kochen und sie kennenlernen. Ich vermisse sie immer noch. Aber diejenigen, die sich verschließen, gibt es überall.

Wie kann man anderen erklären, was ein Ort wie Moria mit einem macht?

SONJA: Ich denke, man kommt mit Worten nicht so weit. Man möchte die Menschen, die einem wichtig sind, auch nicht so sehr mit diesen Dingen belasten. Es heißt dann ja: Gerade war die Stimmung noch gut, und jetzt fängst du damit an. Die meisten wollen nicht mit diesen Gefühlen konfrontiert werden. Es ist anders, wenn du alles mit eigenen Augen siehst.

Hat die Erfahrung Ihren Blick auf die Welt verändert?

SONJA: Ja. Nach meiner Rückkehr bin ich sehr schnell wütend geworden. Um mich herum schienen alle ihr Leben zu leben, ohne sich Gedanken darüber zu machen, was da draußen geschah. Ich stand schon auf Konzerten und habe mich gefragt: Was tue ich hier? Ich singe und tanze, und nicht weit von hier, in Griechenland, passiert so etwas. Das schien mir unfair. Es hat eine Weile gedauert, bis ich erkannt habe, dass diese Einstellung niemandem hilft.

Was muss sich verändern?

MOHAMMAD: Ich denke, die Flüchtlingsfrage ließe sich lösen. Die Frage ist eher, ob man das will. Ich habe viele Menschen kennengelernt, die in Kriegsgebiete zurückgeschickt wurden.

SONJA: Es sind immer noch etwa 8000 Flüchtlinge auf Lesbos. Wenn man das auf Europa verteilte, wären die Zahlen verschwindend. Sicher: Auch auf anderen griechischen Inseln, in Serbien, Bosnien und Calais warten Geflüchtete. Aber es wäre möglich, sie aufzunehmen. Als erstes müssten wir von diesem Wir-gegen-sie-Denken weg. Entweder, wir haben Geld für Flüchtlinge – oder für Wohnungslose. Warum sollte uns durch die Zuwanderung etwas verloren gehen? Ich habe nie verstanden, warum die Deutschen wütend auf Geflüchtete sind, aber nicht auf Firmenchefs, die unfair bezahlen und Immobilienbesitzer, die astronomische Mieten verlangen. Die Wut ist berechtigt. Aber sie richtet sich gegen die Falschen.

Was haben Sie voneinander gelernt?

MOHAMMAD: Viel! Europa und Asien sind sehr unterschiedlich. Ich wusste ja nicht, wie ich mich hier verhalten sollte. Sonja hat mir auch mit dem Englisch geholfen. Und als ich mein neues Zimmer einrichten sollte, hatte ich keinen Plan. Sonja hat mir erzählt, wie es aussehen könnte. Jetzt kann ich andere bei der Inneneinrichtung beraten.

Und Sie, Sonja?

SONJA: Ich habe gelernt, wie man sich einfach, klar und ehrlich ausdrückt. Wenn ich mit meinen Freunden rede, habe ich manchmal das Gefühl, wir machen die Dinge komplizierter, als sie sein müssten. An der Uni haben wir extra schwierige Begriffe verwendet. Aber es geht ja um das, was hinter ihnen steckt. Mir ist bewusst geworden, mit wie wenig andere leben können und wie viele Sorgen unnötig sind.



design by · made by

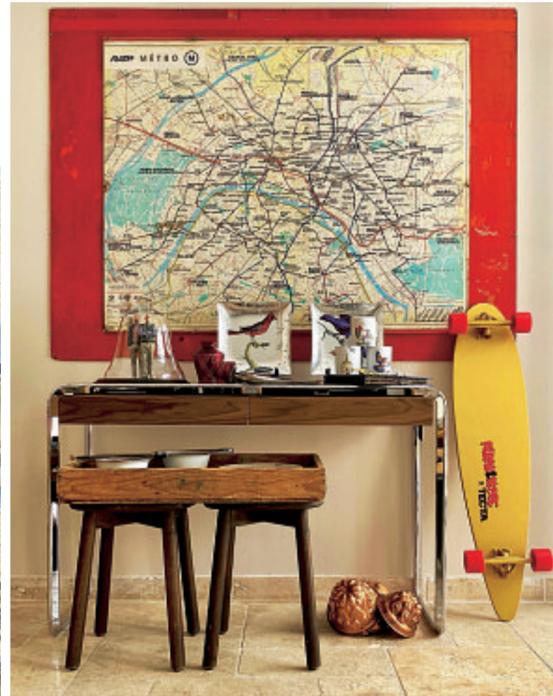
L I N D B E R G



Fürstenberg Colorée-Teller und Kristallgläser Kilimandscharo für Theresienthal



Drachenmosaik mit Mingdrachen für Sushi oder Apero-Snacks für Meissen. Stäbchen de Luxe mit Silberblüten



Tecta-Oblique-Stahlrohr-Schreibtisch mit Konsole in Nussbaum, Skateboard Golden Rider von Tecta x Kuball & Kempe, alte Metro-Karte von Paris

Neuaufgabe des Dresdner Spielzeugs der Deutschen Werkstätten Hellerau



Lieblingskaraffe oder -vase in Goldrubin von Marella Agnelli, 2004 von Kuball & Kempe für die Debütkollektion der Kristallmanufaktur Theresienthal geschaffen

Meissener Kummern mit Ming-Drachen und Schlumpf



Gin Tonic mit „Alice im Wunderland“, Grinsekatze, Hutmacher und Kartenhase auf Rotter-Kristall-Tümlern



Kürbiskaraffe von Theresienthal in warmem Amber-Kristall und handbemalte Schmetterlingsbecher



Vasen Fer Forgé für die Porzellan-Manufaktur Fürstenberg, inspiriert von italienischen Mid-Century-Designern wie Gio Ponti



Meissener Porzellan mit gestreutem Gemüse und Theresienthal-Becher Feuilles mit rankendem Blätterwerk

UNSERE LIEBLINGSSTÜCKE

Von Peter Kempe, Fotos Thomas Kuball

Seitdem wir mehr zu Hause sind, nehmen wir unsere Einrichtung anders wahr. Man erkennt schnell die Defizite, wenn man sich mit einem Buch zurückziehen will und das Licht schlecht ist, wenn man den Tisch decken möchte, aber das Porzellan oder die Gläser einfach nicht mehr stimmen. Jahrelang fiel das nicht auf, weil man so viel unterwegs war, weil man Anschaffungen verschob, weil man gar nicht mehr richtig zu Hause war. Jedenfalls lohnt es sich jetzt, da viele von zu Hause arbeiten, nach der Devise „My home is my castle“ zu handeln – und ein bisschen

in Wohnaccessoires zu investieren. Wir von Kuball & Kempe, Gestalter aus Hamburg mit Showroom in Saint-Rémy-de-Provence im Süden von Frankreich, denken uns seit mehr als 20 Jahren Produkte für deutsche Traditionsmanufakturen aus. Ob Meissener Porzellan, Gläser und Karaffen für die Kristallglasmanufaktur Theresienthal, Fürstenberg-Porzellan oder auch die Deutschen Werkstätten Hellerau: Sie alle verjüngen hochwertiges Handwerk und modernisieren das Sortiment der deutschen Manufakturen, die längst zu Kulturinstitutionen geworden sind.

Wir versuchen, Marken in ein zeitgemäßes Gewand zu kleiden. Ob Kaffeebecher oder Sushi-Sets, Spielzeugkrokodile oder Rotter-Gläser mit Alice-im-Wunderland-Motiven, ob flamboyantes Philodendron-Blätter-Dekor auf Fürstenberg-Porzellan oder Ming-Drachen für die Porzellan-Manufaktur Meissen: Manchmal genügt es, Vorhandenes einfach mit anderen Teilen zu ergänzen, den Fernseher auf das goldene Tecta-Skateboard zu stellen – und schon hat das Zuhause einen neuen Look, schon beginnt in den eigenen vier Wänden eine Reise im Kopf.

MYSTÈRE
Geheimnis der Edelsteine



„ES WIRD NICHT ALLES SO WIE VORHER“

Felicity Jones über ihren Film „The Midnight Sky“, ihr Verhältnis zum Himmel, die Arbeit mit George Clooney, die Herausforderungen der Pandemie und ihr Vorbild Ruth Bader Ginsburg



Während auf der Erde ein einsamer Wissenschaftler in der Arktis zu den letzten überlebenden Menschen gehört, ist die Astronautin Sully mit ihrer kleinen Crew auf dem Rückweg zu ihrem Heimatplaneten – ohne zu wissen, dass sich dort eine apokalyptische Katastrophe ereignet hat. Das ist die Handlung des Science-Fiction-Dramas „The Midnight Sky“ (vom 23. Dezember an bei Netflix) von und mit George Clooney. Für Felicity Jones, die weibliche Hauptdarstellerin, ist es ein besonderer Film: Sie war bei den Dreharbeiten schwanger mit ihrem ersten Kind. Seit September sind sie und ihr Ehemann, der Regisseur Charles Guard, Eltern eines Kindes, dessen Geschlecht oder Namen sie bislang öffentlich nicht genannt haben. Daran ändert die 37 Jahre alte Schauspielerin, die für „Die Entdeckung der Unendlichkeit“ für einen Oscar nominiert war und in „Rogue One: A Star Wars Story“ ebenfalls die Hauptrolle gespielt hatte, auch in unserem Telefonat nur ein paar Wochen nach der Geburt nichts.

Mrs. Jones, wenn – wie bei Ihrem neuen Film „The Midnight Sky“ – George Clooney anruft und eine Rolle anbietet, reicht das für Sie dann schon für eine Zusage?

Es schadet auf jeden Fall nicht, wie Sie sich vorstellen können. Allerdings habe ich schon auch das Drehbuch gelesen, das mich sehr berührt hat. Ich mochte die Astronautin, die ich spiele, gerade in ihrer Stille. Aber auch die Mischung aus Action und Science-Fiction einerseits und philosophischen Fragen andererseits gefiel mir ausgesprochen gut. Wie gehen wir mit Extremsituationen um, wie überleben wir sie? Worauf kommt es uns im Leben wirklich an? Ich hätte beim Drehen nicht gedacht, dass mich all diese Dinge einige Monate später auch im realen Leben beschäftigen würden.

Bietet der Film auch Antworten auf diese Fragen? Das wäre derzeit ja hilfreich ...
In der Kunst sind die Fragen ja meistens wichtiger als die Antworten, und ich fürchte, das ist auch „The Midnight Sky“ keine Ausnahme.

Tut mir leid. Aber dem Film wohnt ein Gefühl von Hoffnung inne. Vielleicht hilft das?

Das Weltall, die Sterne, die unbekanntesten Weiten – ist das etwas, für das Sie sich interessieren?
Ich gehörte nie zu den Kindern, die sonderlich viel in die Sterne geguckt haben. Aber mich hat das All immer visuell interessiert. Funkelnde Sterne und Planeten vor diesem dunklen Nichts als Hintergrund – das sieht einfach toll aus. Für einen Traum vom Astronauten-Dasein ist das aber natürlich zu wenig gewesen. Zum Glück, denn die Arbeit an diesem Film hat mir sehr eindrücklich vor Augen geführt, dass das kein Job für mich wäre. Eingesperrt zu sein in einem beengten Raumschiff in der Mitte des Nirgendwas – da würde ich meine Familie und Freunde viel zu sehr vermissen. Ich bin wohl doch eine sehr erdverbundene Person.

Dann lassen Sie uns lieber über Ihren Regisseur und Kollegen Clooney sprechen. Was macht ihn als Filmemacher aus?

Wenn er Regie führt, ist er der Boss, durch und durch. Er weiß genau, was er will, und ist ein echter Teamleader. Man entwickelt den dringenden Wunsch, Mr. Clooney alles recht zu machen, einfach weil man so viel Respekt vor ihm hat. Aber es ist auch wirklich leicht, bei ihm gute Arbeit abzuliefern, denn er schafft geradezu luxuriöse Bedingungen. Man muss sich nie darum bemühen, Zeit und Raum für sich selbst zu finden, denn dafür sorgt er schon von sich aus. Vermutlich auch, weil er selbst weiß, was Schauspieler brauchen. In jedem Fall übertreibe ich nicht, wenn ich sage, dass der Dreh zu „The Midnight Sky“ zu den besten Arbeitserfahrungen meines Lebens gehört.

Sie hatten die Rolle gerade angenommen, als Sie feststellten, dass Sie schwanger sind. Daraufhin änderte Clooney prompt das komplette Drehbuch. Andere Regisseure hätten die Rolle womöglich umbesetzt oder um die Schwangerschaft herum gedreht, aber er hat sie einfach direkt in den Film integriert. Damit wurde er natürlich zu meinem persönlichen Helden. Und für mich machte es die Arbeit so viel angenehmer, dass ich ganz offen damit umgehen konnte und nichts verstecken musste. Aber es zeugt eben auch von seiner Reife und seinem Mut, so kurzfristig die Geschichte zu verändern und zu erkennen, dass sie mit einer schwangeren Protagonistin womöglich genauso gut oder sogar noch spannender funktioniert. Denn auf dem Weg zurück zur Erde wird für diese kleine Astronauten-Crew, die keine Ahnung hat, was sie erwartet, dieses ungeborene Baby plötzlich zu einem Symbol der Hoffnung.

Stichwort Hoffnung: Wie blicken Sie dieser Tage in die Zukunft?

Es ist wirklich nicht leicht, derzeit hoffnungsvoll und optimistisch zu bleiben, wenn man sich den Zustand der Welt ansieht. Was für eine seltsame Zeit, in der wir uns befinden, in jeder Hinsicht. Irgendwie scheint uns nichts anderes übrig zu bleiben, als zu akzeptieren, dass wir nicht wissen, was die Zukunft bringt. Aber gleichzeitig klammere ich mich an den Gedanken, dass sich das Universum stets in Richtung des Guten neigt und das auf lange Sicht auch für die aktuelle Lage gilt. Auf jeden Fall stellt die derzeitige Situation uns als Gesellschaft ganz schön auf die Probe.

Sie meinen jetzt konkret die Corona-Pandemie?
Genau. Wir alle wünschen uns doch gerade nichts mehr als wieder ein Gefühl von Normalität. Nicht dass ich damit rechne, dass alles wieder so wird wie vorher, schließlich verändert uns diese Erfahrung. Aber ich hoffe, dass sie vielleicht auch etwas Gutes hat und wir als Gesellschaft gestärkt daraus hervorgehen. Vielleicht vereint uns am Ende nicht nur ein geteiltes Trauma, sondern auch eine stärker-

re Zuneigung zueinander, ein Gefühl von Nähe.

Es gibt ja auch noch andere drängende Themen, die die Welt umtreiben. Die Klimakatastrophe zum Beispiel.

Letztlich hängt das meiste ja auch zusammen. Dass es mit diesem Übermaß an Flugreisen eigentlich nicht weitergehen konnte, wusste man ja auch vor Corona schon. Von Land zu Land hüpfen, nur für ein kurzes Meeting, das war doch der Wahnsinn. Blickt man jetzt zurück, musste vielleicht fast zwangsläufig etwas passieren, schließlich stand die Welt schon kurz vor dem Abgrund. Für die Umwelt ist es sicherlich viel besser, wenn so wie im Moment die meisten Geschäfte über das Internet und Video-Konferenzen abgewickelt werden. Aber gleichzeitig ist nichts so wichtig wie zwischenmenschlicher Kontakt und persönliche Begegnungen, privat wie beruflich. Deswegen hoffe ich sehr, dass wir auf Dauer eine Balance finden werden.

Wie hat das Jahr 2020 Sie selbst verändert?

Dadurch dass ich Mutter geworden bin, ist mein Leben natürlich völlig auf den Kopf gestellt. Und vieles, was andere gerade verständlicherweise vermissen, hätte ich dieses Jahr sowieso verpasst, vom gewohnten Arbeitsalltag bis zu Theater- oder Kinobesuchen. Aber so viel kann ich sagen: Ich habe in diesem Jahr sehr viel mehr Zeit an meinem Smartphone verbracht als sonst. Normalerweise bin ich kein Mensch, der bei jeder Gelegenheit zum Telefon greift. Weil man jetzt aber von so vielen und vielem abgeschnitten ist, ertappe ich mich ständig dabei, wie ich wieder die Nachrichtenlage checke oder noch mehr mit meinen Lieben kommuniziere.

Haben Sie auch angefangen, Sauerteigbrot zu backen, wie so viele andere in diesem Jahr?
Das nicht, aber tatsächlich Bananenbrot! Und ich habe jedes einzelne verbrannt. Eine begnadete Bäckerin bin ich auch im Lockdown nicht geworden. Ich werde aber weiter daran arbeiten und hoffentlich einmal einen brauchbaren Kuchen produzieren. Ansonsten habe ich die Zeit zu Hause genutzt, um ein paar Filme anzuschauen, die ich vor lauter Arbeit im Jahr zuvor verpasst hatte. „Honeyboy“ zum Beispiel, den ich ganz phantastisch fand. Oder auch „The Peanut Butter Falcon“, der ebenfalls ein großes Vergnügen war.

Zu den traurigen Ereignissen des Jahres 2020 gehörte auch der Tod der Juristin Ruth Bader Ginsburg. Sie haben sie nicht nur im Film „Die Berufung – Ihr Kampf für Gerechtigkeit“ gespielt, sondern auch persönlich kennengelernt. Wie behalten Sie sie in Erinnerung?

Ach, ich verdanke Ruth so viel. Ich weiß gar nicht, wo ich anfangen soll. Zum Beispiel habe ich durch sie zu einem ganz neuen Selbstbewusstsein gefunden, etwa wenn ich öffentlich auftreten und reden muss. Denn Ruth wusste um die Macht des geschriebenen Wortes, in jeder Hinsicht. Sie hatte alles, was sie bei Auftritten sagen wollte, immer auf einem Zettel dabei, von dem sie vorlesen konnte. Weil sie wusste, dass ihre größte Stärke im sorgfältigen Strukturieren und Darlegen ihrer Argumente lag. Da habe ich mir eine Scheibe abgeschnitten und lese im Zweifelsfall ab, wodurch ich nicht mehr annähernd so unsicher und nervös bin wie früher. Aber das eigentlich Beeindruckende an ihr war natürlich, wie sie ihre Intelligenz und Menschlichkeit dazu nutzte, die Welt zu verändern. Sie setzte auf Argumente und kluge Gedanken, um ihr Gegenüber von etwas zu überzeugen, nicht auf Lautstärke und billige Tricks, wie es sonst heute oft der Fall ist. Jemand wie sie ist heutzutage eine absolute Seltenheit, daher schmerzt ihr Verlust ganz besonders.

Die Fragen stellte Patrick Heidmann.

BHS



HOFACKER

Rubine, Saphire, Tsavorite und Diamanten erschaffen eine berauschende Symphonie edler Steine.

www.goldschmiede-hofacker.de
Koblenz | Trier

HOFACKER

BHS ist die Neuschöpfung des klassischen Diamant-Solitarrings. Ein Ring mit intarsiertem Onyx oder rec. Koralle, Diamantpavé und der Dominanz eines feinen Diamanten.

www.goldschmiede-hofacker.de
Koblenz | Trier

EIN HUND

Im Jahr 2010 schlug Friedrich Schmidt in einem ganzseitigen Artikel auf der Seite drei der F.A.Z. Alarm: Der deutsche Dackel liege am Boden. Unser geschätzter Kollege, mittlerweile als Moskauer-Korrespondent mit größeren Hunden befasst, berichtete damals von „bitteren Jahren für den Dackel“ und „dramatischen Einbrüchen“ der Welpenstatistik. Als einen der Gründe machte er den „liberalen Zeitgeist“ aus. Dem Dackel hafte die konservative „Aura der Wirtschaftswunderjahre“ an.

Zehn Jahre später hat sich die Lage gottlob gewandelt. Der Dackel ist zurück auf Deutschlands Gehsteigen. Coram publico wetzt er durch Parks und Gärten. Dort hinten auf der Wiese jagt schon der erste einem kleinen Ball hinterher. Fonsi wohnt mit seinem Herrchen Alexander Walser in München, seine tägliche Nachmittagsrunde führt am Trainingszentrum des FC Bayern vorbei. Sieben Monate alt, ist er noch in der Erziehungsphase. Der Zwergdackel – die Mutter Rauhaar, der Papa Kurzhaar – verlangt schon, dass das Herrchen den Ball wirft. Fonsi rennt auch meistens hinterher, jedoch: Er bringt den Ball noch nicht immer zurück. Dann gibt es kein Leckerli.

Alexander Walser ist 34 Jahre alt und Teamleiter bei einem bekannten Münchner Bürofachhaus, zuständig für die Sparte Einrichtung. Er genießt die Zeit draußen, wenn er sich mit Fonsi beschäftigt. Keine Telko, nur er und der Hund. Im Park hat Walser schon mehrere Dackelhalter kennengelernt. Man sieht sich regelmäßig und bleibt dann ganz beim Hund. Auch die Resonanz der Nichthundebesitzer auf Fonsi sei sehr gut, berichtet Walser. Insbesondere bei Leuten, die noch die bleierne Zeit ohne Dackel vor Augen haben. „Mei, is des schön, dass es wieder mehr Dackel gibt!“

Walser hat sich mit seiner Lebensgefährtin viele Gedanken gemacht, bevor sie ihren Fonsi zu sich holten. Der Hund sollte sich ins Stadt- und Berufsleben integrieren lassen. Die gerade in München ganz großen Fragen – „Wie schau ich aus?“, „Wie kommt's an?“ und „Was denken die anderen?“ – hätten bei der Hundewahl keine Rolle gespielt. Walser stammt von einem Bauernhof in Germering, besucht einen Stammtisch und spielt Schafkopf. Aber Fonsis Frauchen kommt aus Berlin und arbeitet in einer Werbeagentur. Kann man sich davon frei machen?

Fonsi fonst sich an einen Labrador heran, deutlich größer als er. „Rassetypisch“ sei das, sagt sein Herrchen. Das ist weder Vorwurf noch Entgleisung, sondern Respektbekundung. Dackel sind unerschrocken, bleiben dabei aber zugänglich fürs bessere Argument. Als Fonsis Herrchen ihm bedeutet, der Labrador sei eine Nummer zu groß für ihn, macht er umstandslos kehrt. „Uns war wichtig, dass wir einen Hund mit Charakter bekommen“, sagt Walser, „aber einen, mit dem wir arbeiten können.“

„Charakter“ – das Wort hört man immer wieder im Zusammenhang mit dem Dackel. Die Sehnsucht danach scheint groß zu sein. Doch was ist er denn eigentlich für ein Charakter, unser Dackel? Wenn das wer weiß, dann das

Den Kopf hängen zu lassen, das kommt für ihn nicht in Frage, schon wegen seiner kurzen Beine. Deshalb scheint der Dackel eine Antwort auf die Fragen der Gegenwart zu sein. Oder ist dieses Tier nur ein Selbstüberschätzer?

Von Reinhard Bingener und Timo Frasch

einziges Dackelmuseum der Welt in Passau. Dort heißt es: Der Dackel sei „bodenständig“, „strebsam“, „stut“, „eigensinnig“, „liebervoll“, „anhänglich“, „intelligent“, „treu“, „mutig“, „anpassungsfähig“, „charakterfest“, „pflegeleicht“. Dackel seien „Akrobaten“, „Artisten“, „Lebenskünstler“, „Rennläufer“, „Turner“, „Jäger“, „Schauspieler“, „Pyramidenbauer“, „Selbstüberschätzer“, „Eroberer“. Der Dackel – eine Projektionsfläche für alle möglichen Sehnsüchte des Menschen. Oder am Ende doch bloß ein Wackel-Dackel?

Das Dackelmuseum im Herzen der Dreiflüssestadt wurde vor gut zwei Jahren eröffnet. Es ist ein schlagender Beweis dafür, dass Deutschland gegenwärtig einen Dackel-Hype durchlebt. Josef Küblbeck und Oliver Storz haben mittlerweile 9000 Exponate rund um die Hunderrasse gesammelt. Rund 15.000 Besucher im Jahr bezahlen fünf Euro Eintritt, um sie zu sehen. Ihre Dackel dürfen die Besucher selbstverständlich mit in die Ausstellung nehmen, sie bekommen sogar ein Gratisgetränk an der „Dackel-Bar“. Küblbeck und Storz haben für die Tiere auch einen eigenen Dackeleingang ohne Treppenstufen gebaut. „Wegen der Hüfte.“

Die beiden gelernten Floristen sitzen in der Sonne vor dem Museum, während ihre Kurzhaardackel Seppi, Moni und Blümchen (es sind drei wegen der drei Flüsse Donau, Isar und Inn) immer wieder die Hunde der vorbeiströmenden Touristen anklaffen. Ein Passant hält vor dem Museum kurz inne und betrachtet die Szenerie. „Alles für den Dackel, alles für den Club“, ruft er und geht weiter. „Den Spruch hören wir jeden Tag“, sagt Küblbeck belustigt. „Alles für den Dackel, alles für den Club“ stammt aus „Hausmeister Krause“. Die Serie, die von 1999 bis 2010 auf Sat.1 lief, war nicht unlustig, trägt aber Mitschuld daran, dass der Dackel endgültig zum Inbegriff deutscher Spießigkeit wurde. Alexander Walsers Schwester war damals übrigens Aufnahmeleiterin. Dass ihr Bruder trotzdem Dackelbesitzer geworden ist, sagt alles.

UNSERER ZEIT

Küblbeck und Storz verbindet eine lange Dackel-Historie. Küblbeck, der Ältere der beiden, bekam seinen ersten Dackel zum dreißigsten Geburtstag, der Jüngere hatte im Elternhaus zumindest mal eine „Pudel-Dackel-Mischung“. Spätestens seit sie geheiratet haben – auf der Feier war auch der Passauer ehemalige Dackelbesitzer Andi Scheuer zu Gast –, sind sie ohne Dackel nicht mehr vorstellbar. Auf die Idee mit dem Museum sind Küblbeck und Storz über ihren Souvenirshop gekommen, den sie nur wenige Meter entfernt betreiben. Die Nachfrage rund um das Thema Dackel war dort so stark, dass sie immer mehr Dackeldevotionalien in ihr Sortiment aufnahmen. Der Dackel-Boom ließ die Kasse klingeln.

Bei der Führung durch ihr kleines Museum bringen Küblbeck und Storz den Besuchern die wechselvolle Geschichte der Hunderasse näher, beginnend mit dem in Nordhessen gefundenen Skelett des hundsgrößen und 250 Millionen Jahre alten Dinosauriers Procnosuchus, der wegen seiner kurzen Beine auch „Korbacher Dackel“ genannt wird. Die echten Dackel gibt es wohl erst seit dem Mittelalter. Der Name Dackel leitet sich von der Dachsjagd ab. Im 19. Jahrhundert zeigte sich dann wieder die Deutungsoffenheit des Dackels bei gleichzeitiger Charakterstärke: Die Hunderasse stieg laut Storz „zum heimlichen Wappentier Bayerns“ auf, weil Prinzregent Luitpold sich stets in Begleitung eines Dackels zeigte.

NUR EIN MITLÄUFER

Der Dackel machte aber nicht nur Karriere bei den bajuwarischen Wittelsbachern, sondern zugleich auch bei den konkurrierenden Hohenzollern in Preußen: Kaiser Wilhelm II. ließ seinem „treuen Dachshund Erdmann“ oberhalb von Kassel ein Grabmal im Bergpark Wilhelmshöhe anlegen. Bei Aufmärschen und Paraden, sagt Storz, habe der Dackel des Kaisers sogar eine eigene Pickelhaube getragen.

Glück hatte der deutsche Dackel dann einige Jahre später, als der braune Kelch an ihm vorüberging und die Hauptrolle bei „Hitlers Hunde“ nicht von ihm, sondern vom Schäferhund übernommen wurde. Der Dackel war lediglich Mitläufer. Und konnte dann nach dem Krieg politisch unbelastet seinen, nun ja, Siegeszug antreten. Doch bald schon stand die Studentenrevolte an. Die Achtundsechziger kämpften gegen den Vietnamkrieg, aber auch gegen das muffige Lebensgefühl der Eltern, das Peter Alexander 1965 in Liedform gegossen hatte: „Wenn ich mit meinem Dackel von Grinzing heimwärts wackel“. Otl Aicher, der Design-Gigant, machte „Waldi“ 1972 zum Maskottchen der Olympischen Spiele von München. Es war der letzte Versuch, den Dackel in die Avantgarde zu überführen. Er scheiterte.

Was folgte, waren Waldi Hartmann, Hausmeister Krause, schließlich der Aufschrei von Friedrich Schmidt. Allerdings deutete sich in dessen ansonsten bitterer Dackelbilanz aus dem Jahr 2010 bereits zart der bevorstehende Wiederaufstieg des Tieres an. Der Autor wies auf

Noch längst nicht am Ende: Der Dackel boomt, natürlich, und der nächste Modehund kommt bestimmt. Aber der Dackel wird bleiben.



einen kleinen Verein in München hin, der sich damals gerade rund um den Dackel gebildet hatte. Dessen Mitglieder wollten keinesfalls einen Hund, „der mit dem Strom schwimmt“. In der Rückschau handelte es sich um „Early Adopter“, die in den Parks der bayerischen Landeshauptstadt hohe Distinktionsgewinne eintrugen. Früher als andere hatten diese Leute begriffen, dass sich der Wind gedreht hatte. Die Finanzkrise ließ die Philosophie der Blasen, Globen und Schäume platzen. Ein neuer Zeitgeist zog herauf und verlangte nach Erdung. Das große Geld fließt seither nicht mehr in Derivate, sondern in Wälder, Äcker und Kiesgruben. Immer seltener wurden für Neugeborene Namen wie Melissa und Melinda gewählt, die nach dem Vorbild von Firmennamen wie Evonik oder Arcandor auf möglichst viele Vokale und somit auf internationale Benutzbarkeit abstellten. Stattdessen tragen die Kinder von heute Namen wie Quirin oder Altmke, die nach Hausgeburt auf eigener Scholle schmecken.

Bei den Hunden war der Golden Retriever das Sinnbild des unverbindlichen Kosmopolitismus: überall anschlussfähig, ohne Ecken und Kanten, kein Klartext, sondern ein Schönwetter-Hund. Doch das ist den Menschen heute zu wenig. Sie sehnen sich nach Dingen von Wert oder wenigstens von Wertigkeit. Manufactum hat daraus ein Geschäftsmodell gemacht. Gerade in den Metropolen übt das Dunkelaufarbene und das Eigentliche, das zeitweise in Heidegger-Seminare zurückgedrängt worden war, bisweilen ironisch gebrochene neue Faszination aus. Mancher Hipster trägt nicht nur Bart, sondern auch Axt und Sichel über Boulevards und Parkplätze. Der hundgewordene Ausdruck dieser Strömung ist der Dackel.

Seine neue Präsenz in der City schlägt sich in den Gesamtzahlen des Deutschen Teckelklubs jedoch bisher allenfalls in Ansätzen nieder. Die in Dackelangelegenheiten gewöhnlich auch ohne Hilfestellung von NDR und WDR gut informierte „Süddeutsche Zeitung“ stellte dazu schon im Jahr 2016 fest, dass zwischen der „zahlenorientierten Faktenlage“ und der Präsenz des Dackels unter „Prenzlauer-Berg-Bewohnern“ ein Missverhältnis bestehe. Das freilich lässt sich erklären: Während die betagten, aber statistisch relevanten Peter-Alexander-Dackel auf Wohnzimmerkissen unbemerkt entschlafen, sind viele neugeborene Welpen Statement-Dackel und damit in Großstädten wie Berlin, München oder Köln sehr präsent.

Dass es bisher zu keinem Trickle-Down-Effekt gekommen ist, könnte auch damit zu tun haben, dass der Weg zum eigenen Dackel steinig ist, zumindest wenn man ein reinrassiges Exemplar mit echtem Stammbaumzertifikat möchte. Wer sich, zum Beispiel, für einen jungen Hund von Armin Backschie interessiert, kann nicht einfach auf dem Gehöft des Züchters oberhalb von Bad Gandersheim vorfahren und sich dort einen Welpen aussuchen. Zunächst gilt es, einen „Welpenanfrage-Bogen“ auszufüllen. Sollte aus dem Formular hervorgehen, dass man eine Nail-Designerin ist, die nach einem niedlichen Accessoire sucht, das zur Handtasche passt, ist der Traum vom Wunschhund an diesem Punkt schon ausgeträumt.

Mit den verbleibenden Bewerbern führt Backschie dann ein längeres Telefongespräch. „Wer sich gut schlägt“, wird zu einem zwei- bis vierstündigen Gespräch eingeladen, an dessen Ende man, vielleicht, eventuell, die Zusage erhält, für rund 1100 Euro einen der begehrten Welpen „vom Lahberg“ zu erwerben.

KURZBEINIGE KAMPFMASCHINE

Für das Geld erhält der Käufer aber auch einen Hochleistungsdackel. Backschie, der auch Malinois-Hunde für deutsche Sicherheitsbehörden und die U.S. Army züchtet, versucht sich fernzuzahlen vom urbanen Dackel-Trend und dessen zweifelhaften Blüten. In der Branche wird von schwarzen Schafen berichtet, die bisweilen sogar Geschwister miteinander verpaaren, damit die Welpen möglichst aussehen wie ihre Eltern. Als Funktionshunde sind solche Tiere selbstredend ungeeignet. „Idealerweise sind die Hunde mindestens sieben Generationen auseinander“, erklärt Backschie, der seine Hunde „vom Jäger für den Jäger“ züchtet. Die Ausbildung der Hunde ist fast ebenso hart wie die Auswahl der Kunden in Bad Gandersheim. Die jungen Dackel lernen „die Arbeit an der Ente“, also das Anschwimmen und Apportieren der geschossenen Vögel. Und sie müssen natürlich schussneutral werden, sprich: nicht groß zucken, wenn es knallt.

Fertig ausgebildet, ist der Dackel dann eine kurzbeinige Kampfmaschine. „Die gehen raus wie die Kamikaze-

Piloten“, erzählt Backschie. Wenn ein Dackel auf eine Rotte Wildschweine treffe, „dann sieht das aus, als wenn man 'ne Bombe reinwirft“. Zu den Vorzügen der Hunderasse zählt nämlich, dass sie ähnlich wie Napoleon oder Armin Laschet nicht von großen Selbstzweifeln geplagt ist. „Der Dackel sieht sich eher als Löwe denn als Hund.“ Begünstigt wird diese Wahrnehmung dadurch, dass die Dackel gerade aufgrund ihres geringen Gewichts nur selten gefährliche Stichverletzungen im Kampf mit einem Wildschwein erleiden. „Verluste haben wir eher bei den größeren Hunden“, sagt Backschie. „Der Dackel fliegt einfach nur weg.“

In der Fähigkeit des Dackels, mit derlei Rückschlägen umzugehen, liegt sicher ein Geheimnis seines Erfolgs. Im Dackelmuseum schwärmen sie auch davon, wie der Dackel in den dunklen Bau strebt, ohne zu wissen, was ihn darin er-



Oben: Seppi Küblbeck (links) mit Seppi und Oliver Storz mit Moni; Mitte: Franz Herzog von Bayern gleich mit zwei Dackeln; unten: Armin Backschie mit Paula

wartet. Insofern ist seine Konjunktur weniger Ausdruck eines Retro-Trends oder einer drohenden Retraditionalisierung, sondern ein Zeichen für die Bereitschaft des Menschen, sich dem Ungewissen zu stellen. In der Psychologie hat sich dafür der Begriff „Resilienz“ eingebürgert. Den Kopf hängen zu lassen kann sich der Dackel allein aufgrund seiner kurzen Beine gar nicht leisten. Für die altgediente Jagdhunderasse gilt vielmehr das Oliver-Kahn-Motto „weiter, immer weiter“, mit dessen Hilfe sich auch die Menschen angesichts von Finanzkrise und Klimakatastrophe mühsam durch das Unterholz des Lebens schlagen müssen.

Daher rührt vielleicht auch das neuerwachte Interesse an der Jagd. Der Züchter erkennt jedenfalls eine klare Verknüpfung zwischen der Dackel-Renaissance und dem Jagd-Boom. Backschie berichtet, dass „seit das Golfen nicht mehr elitär genug ist“, insbesondere Rechtsanwälte

vermehrte zur Büchse statt zum Eisen greifen. Dazu passt, dass das tertium comparationis von Jagd und Hund der Adel ist. Nicht nur, dass dieser dem Sport während der Hausmeister-Krause-Jahre trotzte und unverbrüchlich am Dackel festhielt. Die Teckel vom Züchter tragen auch weiterhin adelige Namen. Das Muster lautet „Irgendwas von Trallala“, erläutert Backschie. Also beispielsweise „Jamiroquai vom Eisenstein“ oder, im Fall seiner eigenen Züchtung, „Sabine von Rauhenstein“. Wer einen Dackel erwirbt, holt sich also nicht nur einen willensstarken Jagdhund ins Haus, sondern auch ein wenig adeliges Odeur. Züchter Backschie erinnert sich in diesem Zusammenhang an eine der Weisheiten seiner Tante: „Reib dich an blau, dann wirst du blau.“

LIEBLING DER WITTELSBACHER

Besonders große Verdienste um den Dackel haben sich die bayerischen Wittelsbacher erworben, auch das Oberhaupt des Hauses Bayern, Herzog Franz. Im Gespräch mit dem F.A.Z.-Magazin bestätigt er die Renaissance des Dackels. Wenn er in Nymphenburg aus seinem Schloss in den für Spaziergänger geöffneten Park blicke, sehe er am Ende der Leinen, an denen früher Labradore und Golden Retriever Gassi geführt wurden, immer öfter Dackel. Der Boom ist aber selbst für ihn als Fachmann nicht leicht zu durchschauen: „Für uns Dackelliebhaber ist es natürlich eine Selbstverständlichkeit, dass jeder einen Dackel mag. Trotzdem weiß ich keine Erklärung.“

So lange Herzog Franz denken kann, gab es in der Familie Dackel – mit Ausnahme der Zeit des Exils, da

// „Wenn ich mir einen Revolutionär im Tierreich vorstelle, dann ist es der Dackel“, sagt Herzog Franz. //

sprachen praktische Gründe dagegen. Berühmt sind die Wittelsbacher für ihre Tigerdackelzucht. Herzog Franz selbst hatte insgesamt nur zwei Dackel. Zu unsterblich war sein inzwischen schon 87 Jahre langes, von Einladungen und Empfängen geprägtes Leben, als dass er es einem Dackel hätte zumuten wollen. Die Treue des Adels zum Dackel hat der Hund, seiner Natur entsprechend, belohnt mit der Treue zum Adel. Herzog Franz sagt: „Dackel sind sehr loyale Tiere. Wenn ein Dackel jemanden angenommen hat als eine Bezugsperson, dann hält er zu ihr, komme, was wolle.“ Zur Violdimensionalität des Dackels passt, dass er kein Hund ist, der seinem Herrchen nur hinterherdackelt: „Wenn ich mir einen Revolutionär im Tierreich vorstelle, dann ist es der Dackel“, sagt Herzog Franz, wohlgermerkt Angehöriger eines Standes, der mit Revolutionären nicht immer nur gute Erfahrungen gemacht hat.

Mit der Popularisierung der Dackelkultur hat Herzog Franz jedenfalls keinerlei Probleme. „Ich empfinde die größere Verbreitung nur positiv.“ Er hat sogar selbst dazu beigetragen, indem er seiner schönen Hündin, die ihn nun im Alter begleitet – einem Tigerdackel, aber schwarz ausgefallen –, zweimal die Fortpflanzung ermöglicht hat, mit Würfen von je sechs Welpen. Sie heißt übrigens nicht „Irgendwas von Trallala“, sondern schlicht: Beppi.

Wie wird es mit dem Dackel weitergehen? Beim Dackelmuseum ist man der festen Überzeugung, dass zumindest diese Geschichte in gewisser Weise an ein Ende gekommen ist und sich der Boom verstetigt. „Mei, der nächste Modehund kommt, aber der Dackel wird bleiben“, glauben Küblbeck und Storz. Die Erfahrung lässt daran zweifeln. Ein bisschen auch die Logik: Verliert nicht gerade ein Hund, der dafür geliebt wird, gegen den Strom zu schwimmen, seine Daseinsberechtigung, wenn er zum Mainstream geworden ist?

Über welchen Hund werden die Kollegen also schreiben, wenn sie sich in zehn Jahren dieser Mühe unterziehen? Wenn sich die guten Nachrichten der vergangenen Wochen – Trump abgewählt, steigende Aktienkurse, ein Corona-Impfstoff im Anschlag – verstetigen, dann könnte es ein heiterer Hund sein. Vielleicht der Pudel. ◀

FOTOS: DPA, PRIVAT, PETRA SCHRAMKE

RUG STAR
by Jürgen Dahlmanns

Waterlily No. 16
RedSunset
hand knotted Persian weave
70 % finest silk

Berlin

RUG STAR
Rosa-Luxemburg-Str. 27
10178 Berlin
+ 49 (0)30 30 87 54 47
sales@rugstar.com
www.rugstar.com

Augsburg

RUG STAR by Kröll & Nill
Zeuggasse 9
86150 Augsburg
+49 (0)821 455 06 30
teppiche@kroell-nill.de
www.rugstar-augsburg.de

Stuttgart

RUG STAR by Sorg Carpet
Am Schillerplatz 4
71522 Backnang
+49 (0)7141 911 2226
kontakt@sorgcarpet.de
www.rugstar-stuttgart.de

Leder-Overall von Salvatore Ferragamo, Strick-BH von Ioannes, Ohrring mit Diamanten und Kette von Ina Beissner, Ring mit drei Herzen und Brillanten von Wellendorff, Uhr Rolex Oyster Perpetual Datejust 36, Handtasche Coperni über den Onlineshop Mytheresa, Handschuhe von Hermès, Einstecktuch von Brunello Cucinelli

Leder-Overall von Dior, Hut von Versace, Uhr von Chanel Boyfriend Tweed

ANZIEHEN

Welche Entscheidungen beim Schenken sind tragbar? Wir haben es ausprobiert.

*Fotos Vitali Gelwich
Styling Almut Vogel*



Kleid mit Fransen von Bottega Veneta, Teddybär mit Logoprint von Fendi über Mytheresa, Karibik-Manati, Lori-Papagei, Bengalischer Plumplori und kleiner Boogie-Gorilla von Steiff in Kooperation mit „National Geographic“. Die Teddys mit hellem und rotbraunem Fell rechts sind ebenfalls von Steiff. Alle anderen Kuscheltiere und Spielsachen Vintage.

Blazer, Seidenbluse und Leggings von Louis Vuitton, Earcuffs von Ouverture, graue Krawatten mit Karomuster von Hermès, blaue Krawatten mit Streifen von Zegna, graue Strick-Krawatte mit blauen Streifen von Brunello Cucinelli, Armbanduhr Nomos Orion Neomatik





Großes Plaid von Hermès, Schal mit Logoprint von Gucci über Mytheresa, Streifen-Schals von Loewe



Jacke, Hose, Schal und Schuhe aus der Kollektion von Moncler x JW Anderson



Plissee-Bluse von Balenciaga, Kreolen mit Diamanten von Ina Beissner



Weste, Minirock und die drei Taschen rechts von Chanel, Hut von Kenzo, Tasche in der rechten Hand von Miu Miu



Twinset mit Strick-BH von Ioannes, Leggings von Miu Miu, Bikinislip von Marysia, Stiefel von Nodaleto, weiße Tasche von Prada



Hemd und Korsage von Dolce & Gabbana, Koffer aus der Kollektion von Tsatsas x David Chipperfield



Mesh-Kleid von Versace, Kette und Armband von Hermès, Tasche von Keshav Anand

Ulf-Walter-Wittke



NIESSING



Fotos: Vitali Gelwich Styling: Almut Vogel @ Bird Productions Make-up: Patrick Glatthaar @ Total World Haare: Wataru Model: Julia Merkelbach @ Elite Fotoassistentz: Paul Skulimma, Mina Aichhorn, Noah Heupel Stylingassistentz: Kathrine Hempel Producer: Minni Podewils Set-Designer: Denise Bodden Casting: Simone Schofer Fotografiert am 15. November 2020 in Berlin

NIESSING SPANNRING® COLOR LIMITED EDITION
In Platin und exklusiv in Purple Gray- und Peach Pink Gold.
Sind Sie bereit für das Original?

Der Abschied des Wikingers

Zweimal stieg er aus der Bundesliga ab. Nico Herzig zog in seiner Fußballkarriere meist durch die zweite, dritte und vierte Liga. In seinem letzten Jahr als Profi haben wir ihn begleitet.

Von Philipp Krohn, Fotos Daniel Pilar



Am Tag seines Karriereendes lehnt der Abwehrspieler Nico Herzig an einer Tribünenmauer. Der TSV Steinbach-Haiger verabschiedet ihn mit allen Ehren und auf der Anzeigetafel.



Der Tag, an dem sein altes Leben endet, beginnt für Nico Herzig damit, dass er Tomaten schneidet. Es ist ein Samstagmorgen, heute wird er mit seiner Familie einen Ausflug machen, nach Steinbach, tief in der hessischen Provinz zwischen Wetzlar und Siegen. Dort hat er in den vergangenen vier Jahren seine Fußballkarriere ausklingen lassen, bis die geschundenen Knie nicht mehr mitmachen. Heute will sein Verein ihn offiziell verabschieden. Herzig deckt den Frühstückstisch, seine drei sehr blonden Söhne springen herum. Tomaten mit Mozzarella und Basilikum, aufgeschnittene Avocados, Scheiben von hartgekochten Eiern, Trauben, Käse und Ovomaltine-Aufstrich (ohne Palmöl): Gesundes Essen ist der Familie wichtig, und wenn Zucker, dann wenigstens ein bisschen nachhaltig. Die Zeit ist knapp, denn Spencer muss noch ausgeführt werden, der Hund, den sich Nico und seine Frau Sinah in Bielefelder Zeiten zugelegt haben. Bis der schwarze VW Multivan gepackt ist, wird es schnell elf Uhr sein.

Den Stadtrand von Würzburg hatten sie in guter Erinnerung, seit Herzig Teil des erfolgreichen Würzburger-Kickers-Projekts 3x3 war, das zu vier Aufstiegen in fünf Jahren geführt hatte. Jetzt leben sie hier. Die offene Küche führt an einem Holzofen vorbei direkt ins Wohnzimmer mit Essbereich und Sofaecke. Von dort haben sie einen weiten Blick auf Wiesen, Wälder und Windräder. Davor ein Riesentrampolin und zwei kleine Fußballtore. Oben haben die Kinder ihre Zimmer. An ihren Türen sind aufmunternde Sätze zu lesen: „Never stop exploring“ oder „You are our greatest adventure“. Im Dachgeschoss schlafen Nico und Sinah Herzig – wenn es die Kinder zulassen, die zwei, sechs und acht Jahre alt sind. Ihr neues Haus haben sie mit viel Aufwand und der Hilfe guter Freunde nach ihren Wünschen renoviert.

Ob sie dauerhaft bleiben? Noch sind sie im Wechselmodus, alle drei bis vier Jahre eine neue Stadt und eine neue Liga. Die Kinder kennen das: sich auf neue Menschen einstellen zu müssen. Und die Tourismus- und Eventmanagerin Sinah Herzig muss sich erst einmal daran gewöhnen, jetzt wieder eigene Pläne entwickeln zu können. Vielleicht auch ein gemeinsames Projekt.

Mit seiner kämpferischen Einstellung war Nico Herzig (rechts), „der Wikinger“, in seinen Mannschaften ein Vorbild.



Ihr Mann Nico war wie die meisten Fußballprofis in einer Welt, in der keine Frisöre aus anderen Ländern eingeflogen oder Gold-Steaks verspeist werden. In der nicht Millionen Zuschauer den Siegtreffer im Fernsehen verfolgen, in der nach dem Pokalsieg nicht Konfetti fliegt. Zwei Jahre Bundesliga, fünf Jahre Zweite, die restliche Zeit darunter. Solide Mittelklasse, so wie das Haus der Herzigs und ihr Multivan. „Ich hätte gerne länger oben gespielt“, sagt Nico Herzig. „Aber dafür war ich wohl nicht gut genug.“

Vielleicht war es aber auch einfach Pech, dass damals, 2007, mit Alemannia Aachen die Saison nicht schon nach 33 Spieltagen zu Ende war. Dann hätte es für die Relegation gereicht. Und Relegation kann Herzig, Spieler wie Sascha Rösler, Jan Schlaudraff und der robuste Innenverteidiger Nico Herzig sind in der höchsten Spielklasse nicht vergessen. Aber es zerstreute sie in alle Windrichtungen, die Magie war vorbei. Herzig spielte noch ein Jahr Bundesliga in Bielefeld und blieb auch danach ein Verteidiger, der mit purer Willenskraft mehrmals entscheidende Tore zum Aufstieg oder zum Gewinn des Hessenpokals schoss. Und eine Integrationsfigur, von der Funktionäre und Trainer mit großem Respekt sprechen.

Jetzt schmiert er seinem Zweijährigen ein Brot mit Erdnussbutter. Dann schenkt er den anderen roten Fruchtsaft ein. Der Kleinsten besteht darauf, dass vor dem Essen das Piep-Piep-Piep-Ritual eingehalten wird. Alles geht durcheinander. Mal verlässt der eine Junge den Tisch, mal ein anderer. „So wie es halt ist mit Kindern“, sagt Herzig, der dreifache Vater.

Das letzte Jahr seiner Fußballkarriere hatte er sich anders vorgestellt. Im ersten Saisonspiel für den TSV Steinbach-Haiger verletzte er sich, verlor seinen Stammsplatz, kämpfte sich wieder an die erste Elf heran. Steinbach stand nicht schlecht im Rennen um den Aufstieg in die dritte Liga. Die ganze Schinderei im 37. Lebensjahr hätte noch einmal einen Effekt haben können. Doch dann erlitt er eine Knieverletzung, die ihn bis heute vom Sport abhält. Kurz darauf brach die Pandemie aus, die den Spielbetrieb unterhalb von Liga drei auf einen Schlag beendete. Heute immerhin soll Nico Herzig noch einmal auf den Rasen – um geehrt zu werden.

„Spencer, hopp“, sagt er so knapp und klar, wie er auch mit seinen Kindern redet. Zwanzig Minuten Gassigehen, dann packt er den Wagen. „Spencer ist drin, die Sachen sind drin.“ Fehlen noch die Kinder und seine Frau. Um Punkt elf setzt sich der schwarze Multivan in Bewegung.

EIN RESOLUTES DEBÜT

Nico Herzig stammt aus Thüringen, Vater Gerber, Mutter Frisörin. „Das Geld war knapp.“ Kurz vor dem Ende der DDR stellten sie einen Ausreiseantrag. Mit dem Fall der Mauer siedelten sie ins fränkische Hof über, wo Herzig und sein jüngerer Bruder Denny begannen, intensiv Fußball zu spielen. Zwei Jahre vergingen, dann sah sein Bruder eine Zeitungsanzeige für einen Sichtungungslehrgang bei Carl Zeiss Jena. Mit elf und zehn Jahren zogen die beiden Brüder zurück nach Thüringen, gingen aufs Sportinternat und lebten mit Ringern, Leichtathleten und Fechtern zusammen im Wohnheim. Für die Bindung zu den Eltern war es nicht förderlich. „Wie würde ich reagieren“, fragt sich Nico Herzig heute, „wenn mein Sohn mich fragt?“ Die Herzig-Brüder mögen nicht gelernt haben, ihre Gefühle gegenüber anderen auszubreiten, aber sie sind geschult darin, Probleme pragmatisch anzugehen. Als Jugendlicher lernte Nico, seine Wäsche selbst zu waschen. „Für die Selbständigkeit war es gut, aber du bist gefordert.“ Fünf Jahre später wagten die Herzigs einen noch größeren Schritt. Wieder war es Nicos Bruder Denny, der gehört hatte, dass einige junge Deutsche in englischen Vereinen unterkamen. Nico heuerte beim FC Wimbledon an, Denny bei den Blackburn Rovers.

In voller Zuversicht verzichtete Nico Herzig darauf, im Internat die Mittlere Reife zu machen. Sein Ausbildungsstand: elfte Klasse Gymnasium. Langsam schlitterte er in eine Profikarriere. „Irgendwann sagt der Trainer der Ersten: Du bist dabei.“ In den drei Jahren bei Wimbledon klappte es gut. Gleich im ersten Spiel wurde er „Man of the Match“. Im Stadionheft des Vereins hieß es: „Ein sehr selbstbewusstes und resolutes Debüt des jungen Innenverteidigers.“ Die Wege der Brüder verliefen längst getrennt. Nach seiner ersten Profisaison in der zweiten englischen Liga wurde Herzig zum Probetraining beim 1. FC Nürnberg eingeladen. Für den Neunzehnjährigen war es ernüchternd und ermutigend zugleich: Für die erste Mannschaft war er zu jung, für das Regionalliga-Team zu gut. Also wechselte er zu Wacker Burghausen, das unter dem früheren Bayern-Profi Markus Schupp in der Zweiten Bundesliga angekommen war. „Als Kind war ich mit meinem Vater im Stadion – und das war nun die Chance, das Hobby zum Beruf zu machen.“

Nach zwei Jahren wechselte Herzig zu Alemannia Aachen. Den Aufwärtstrend krönte der Verein mit dem DFB-Pokalfinale 2004, einer Saison im Uefa-Pokal und dem Aufstieg in die erste Liga. „Wir brauchten einen Innenverteidiger, der sich nicht



schont“, sagt Jörg Schmadtke, der damalige Sportdirektor am Tivoli. „Nico war ein geradliniger, ehrlicher Junge, der sich und anderen nichts schenkte.“

Herzig schoss wichtige Tore, und er hielt Stars wie Roy Makaay, Claudio Pizarro, Miroslav Klose oder Kevin Kurányi vom Toreschießen ab. Gegen Marek Mintál und Naohiro Takahara gelang das nicht so gut. Am Ende der Saison stand der Abstieg. Für Herzig aber dominieren andere Erinnerungen: wie ihn Schmadtke als Interimstrainer nach langer Verletzungspause in der Zweiten Liga gegen St. Pauli kurz vor Schluss aufs Spielfeld schickte, in der Hoffnung, er könne vor dem gegnerischen Tor noch einmal ein bisschen stören. Herzig interpretierte die Aufgabe auf seine Weise, sprang in den gegnerischen Torhüter hinein und war mit Gelb gut bedient. Oder im Rückspiel, als er am Hamburger Millerntor einen Flitzer unsentimental zum Stoppen brachte und das Stadion hinterher „Alle auf die 2“ skandierte – das war seine damalige Nummer.

„Er war geprägt durch seine England-Ausbildung und hat die Dinge realistisch gesehen“, sagt Schmadtke. „Er wusste, was er will, und was er nicht will.“ In einer Außenseiterrolle wie mit der Alemannia damals sei Sozialkompetenz wichtig. Da müsse man sich klarmachen, dass es nur funktioniere, wenn es familiär zugehe. „In Aachen ist ein unheimliches Zusammengehörigkeitsgefühl entstanden – wie im kleinen gallischen Dorf“, sagt der heutige Sportdirektor des Bundesligaklubs VfL Wolfsburg. Die „Bild“-Zeitung porträtierte Herzig mit Schwert als Highlander.

Damals kam er mit Sinah zusammen, die in den Niederlanden studierte und bald zu ihm nach Bielefeld wechselte. „Aus einem Bauchgefühl ist diese riesige Familie geworden“, sagt sie. Ihr erster Begleiter war Hund Spencer, dann kamen drei Kinder, und heute gehört auch der männliche Hase Cinderella zur Familie. Nach der Aachener Zeit, der schönsten in seiner Laufbahn, wurde es ruhiger. Es folgten Wehen-Wiesbaden, Kickers Würzburg und die vier Jahre beim ambitionierten TSV Steinbach-Haiger. „Ehemalige Bundesligaspieler sind oft pappsatt“, sagt dessen Sport- und Finanzgeschäftsführer Matthias Georg. „Bei Nico ist das anders. Er ist mit seiner Familie hergekommen und hat sich der Sache mit Haut und Haaren verschrieben.“

SEIN BRUDER IST JETZT POLIZIST

Mitte Oktober 2019 findet das Training im nahen Fellerdilln statt. Von Haiger aus geht es an Kuhwiesen und Pferdekoppeln vorbei. Am Rand des Platzes stehen einige in die Jahre gekommene Fachleute, die alles über den TSV wissen und auch gern mitteilen. Dass hier ohne den Unternehmer Roland Kring, den Miteigentümer des Bremsenspezialisten Siegerland Bremsen, nichts laufe, dass nur durch ihn das 800-Seelen-Nest Steinbach auf der Fußballlandkarte aufgetaucht ist, dass die Mannschaft noch einmal an Zug gewonnen hat, sei Trainer Adrian Alipour sie übernommen hat. Und dass Herzig auch dann die Gruppe führe, wenn er gerade nicht spiele. „Hoffentlich übernimmt der mal eine Rolle im Verein“, sagt einer am Spielfeldrand.

„Männer, Tempoerhöhung“, ruft Trainer Alipour, ein Kind des Ruhrpotts, seinen zwei Dutzend Leuten zu. In einer Ballstaffete üben sie das Kurzpassspiel unter verschärften Bedingungen. Danach ruft er zum Fünf gegen Fünf auf zwei Tore mit Torhütern. Sehr schnelles Spiel, vierte Liga ist nicht Altherren. Herzig trifft einmal per Kopf. Im nächsten Pokalspiel soll er nach dem verkorksten Saisonstart mit einer Verletzung im ersten Spiel endlich wieder auflaufen. Ein Pfiff ertönt, Herzig und seine Gruppe wechseln auf ein Feld zum Fußballvolleyball. Als ein Mannschaftskamerad aus der anderen Gruppe ihn mit einem Fankrückzieher überraschen will, sagt er trocken: „Nicht mit mir, Junge.“ Beim anschließenden Trainingspiel tritt er resolut auf wie in

alten englischen Zeiten, antizipiert Situationen, strahlt Ruhe aus, vermeidet Zusammenstöße. Danach ruft der Co-Trainer: „Verlierer baut ab.“ Abklatschen, Männerschweiß, Duschen, zurück nach Haiger. Noch eine Stunde, dann will Herzig seinen ältesten Sohn zum Training begleiten. Auf dem Parkplatz stehen Ford B-Max, VW Golf, Opel Mokka, nicht gerade erste Liga.

Nico Herzig ist Realist. Er hat einige Mitspieler erlebt, die in jungen Jahren geprasst haben. „Ich habe mir ein Polster aufbauen können.“ Sogar mit Begriffen wie Entgeltumwandlung, wertvolle Immobilien und Riester-Rente kann er etwas anfangen. Schon früh hatte er einen Finanzberater. Vielleicht kann er selbst beruflich mal jüngeren Spielern finanziell helfen. Wenn das Haus fertig ist, will er damit beginnen.

„Ich habe in der ersten Liga genau das getan, was ich jetzt tue, aber ich verdiene hier deutlich weniger“, sagt er. „Ich kann weiter meine Familie ernähren, aber nicht mehr so viel zurücklegen wie früher.“ Das Geld muss auch für eine mögliche Sportinvalidität reichen. Von schweren Verletzungen blieb er verschont. Zweimal haben ihm Ärzte Teile des Innenmeniskus an beiden Knien entfernt, zweimal hat er sich die Nase gebrochen, einmal das Kahn-



bein an der Hand. Sein Bruder Denny hat ohne Ausflug in die Bundesliga auf ähnlichem Niveau gespielt und ist inzwischen Polizist beim Unterstützungs-kommando.

Polizisten, Finanzberater, Lehrer – die Spannweite der Berufe, die Fußballprofis nach der aktiven Karriere ergreifen, ist groß. Ähnlich weit auseinander gehen die Hilfen der Vereinigung der Vertragsfußballspieler, der deutschen Fußballer - Gewerkschaft. „Das Spektrum reicht vom Finanzstudium mit Promotion bis zum Fünfunddreißigjährigen in der Zweiten Liga ohne Geld, der auf Hartz-IV-Niveau fällt“, sagt Geschäftsführer Ulf Baranowsky. Alle drei bis vier Jahre erstellt die Vereinigung mit dem Koblenzer Sportwissenschaftler Dirk Mazurkiewicz eine Bildungstendenzstudie. Darin werden Fußballspieler von der ersten bis zur dritten Liga vermessen, oberhalb von Nico Herzigs letzter Spielklasse, der Regionalliga. Nur jeder Fünfte hat einen Berufsabschluss. Zukunftspläne seien häufig vage, der Optimismus für die berufliche Zukunft stimme nicht immer mit den Qualifikationen überein. „Wir helfen mit unserer Rechtsabteilung, Beratung zur Vorsorge und einem Laufbahncoaching“, sagt Baranowsky. „Das funktioniert aber nur, wenn man mitmacht. Es gibt keinen Job auf dem Silbertablett. Und viele wachen erst auf, wenn sie die Gehaltsniveaus anderer Berufe sehen.“

Die ehemaligen Profis erkennen dann auch, dass sie für den Rest ihres Lebens etwas machen, bei dem sie womöglich nicht zu den Besten gehören. Die befragten Spieler schätzen, dass ein Fünftel der Fußballprofis finanzielle Probleme hat, nach der Karriere sogar jeder Zweite. Rund ein Fünftel der Spieler zahle jeweils in eine betriebliche Altersversorgung oder eine Riester-Rente ein, 28 Prozent in eine private Rentenversicherung. Unfallversicherungen sind kaum verbreitet.

Am 13. Januar 2020 sieht die Welt in Haiger ganz gut aus. Der TSV Steinbach, der seit verganginem Jahr auch nach der 20.000-Einwohnerstadt Haiger benannt ist, steht auf Tabellen-



In der Stadt Haiger in Hessen war er eine Integrationsfigur. Am Tag von Herzigs Abschied ist aber bayerischer Nachmittag.

platz drei in der Regionalliga Südwest, sieben Punkte hinter Tabellenführer Saarbrücken, ein Spiel weniger. „Was will der Trainer machen?“, fragen sich die Fachleute am Rand des Trainingsgeländes. „Angreifen!“

Die Winterpause war lang, die Spieler wirken eingerostet. Herzig trägt ein weißes Stirnband, das seine Haare zusammenhält. Er streift sich ein blaues Leibchen über. Tempo und Fitness stimmen, aber wegen vieler Abspielfehler wird das Trainingsspiel zäh. Benjamin Kirchhoff, der jetzt an Herzigs Seite spielt, gibt die lautesten Kommandos. Beim Pressing treibt er seine Mitspieler an. Herzig ist der Routinier an seiner Seite, immer anspielbar, robust. Er ist niemand, auf den der Trainer achten müsste, er funktioniert einfach. In einigen Tagen wird es ins Trainingslager in die Türkei gehen, um die Abläufe noch besser einzustudieren.

Doch mit dem großen Angriff auf den 1. FC Saarbrücken, den übermächtigen Gegner mit dem viel größeren Etat, wird es nichts. Für Herzig nicht, weil er sich in einem Testspiel so schwer verletzt, dass er seither keinen Sport mehr treiben kann. Für den TSV nicht, weil die Saison nach dem 23. Spieltag Anfang März wegen der Corona-Krise abgebrochen wird. Steinbach steht auf dem zweiten Tabellenplatz, mit immer noch einem Spiel weniger und weiterhin sieben Punkten Rückstand auf Saarbrücken.

SIE NANNTEN IHN „WIKINGER“

Die Lobby der Bundesliga ist so stark, dass der Spielbetrieb Mitte Mai wieder aufgenommen wird – der Fußballbund in der Regionalliga Südwest hingegen erklärt kurzerhand den Tabellenführer 1. FC Saarbrücken zum Meister und Aufsteiger. Für Nico Herzig steht derweil im Vordergrund, seinem Ältesten im Homeschooling zu helfen, den beiden Jüngeren den Kindergarten und die Kita zu ersetzen und sich um sein Haus zu kümmern. Der Fußball verschwindet langsam aus seinem Alltag.

Mit Bernd Hollerbach, früherer Spieler des FC St. Pauli und des Hamburger SV, stieg Herzig in die dritte Liga auf. „Nico hatte vor allem defensiv und bei ruhenden Bällen auch offensiv viel Qualität, war sehr kopfballstark“, sagt der ehemalige Trainer der Würzburger Kickers. „Er hatte ein gutes Spielverständnis. Außerdem ist er ein lustiger Zeitgenosse, der auch beim Feiern immer mittendrin ist.“

Die Mannschaft nannte den blonden Innenverteidiger „Wikinger“. Seine drei Söhne tragen skandinavische Namen. „Wenn es schwierige Situationen in einem Spiel gibt, brauchst du erfahrene Spieler, die das Kommando auf dem Platz übernehmen, die Truppe mitziehen. So was konnte er sehr gut“, sagt Hollerbach. In Haiger ist er schnell zur Identifikationsfigur geworden, wusste mit Sponsoren zu reden, vertrat den TSV beim Vorlesetag in der Schule. Und im Verein erzählt man sich, dass der armenische Stürmer Sargis Adamyan ohne seine väterliche Unterstützung nicht den Sprung zur TSG Hoffenheim geschafft hätte.

Tag der Deutschen Einheit, 2020. Zwei Stunden verbringen Nico und Sinah Herzig, ihre drei Söhne und Hund Spencer auf der linken Spur der Autobahnen 3 und 45, in Richtung Rothaargebirge. Aber wie nimmt man eigentlich Abschied, wenn eine Pandemie Abstand verlangt? Um 13 Uhr fährt Herzig auf den Parkplatz vor dem Stadion am Haarwasen. „Hi, Nico“, sagt der Einweiser. Herzig hält ihm die Hand zum Check hin. Kurzes Gespräch, dann parkt der nächste Fahrer: „Der Nico H.“ Kurzes Gespräch über Knie, Haus, Zukunft. Aus dem dritten Wagen steigen Bekannte aus, die er umarmt. Aus dem Stadion-Lautsprecher dröhnen die Red Hot Chili Peppers. Vor der Tribüne setzen Fans und Funktionäre zu Sprechchören an: „Nico Herzig!“ Auf Bierischen Pilsgläser, Pommes und Würstchen, es riecht nach Zigarettenqualm. Herzig setzt sich an den Vorstandstisch, schwarzes Sakko, Kapuzenshirt und umgedrehtes Baseballcap auf dem Kopf. „Anton aus Tirol“ löst die Danceversion von „Country Roads“ ab. Herzig erzählt den Funktionären vom neuen Haus, vom Finanziellen – und vom Knie. Der TSV Steinbach kann sich jetzt darauf einrichten, dass seine ehemalige Identifikationsfigur wohl zum Sportinvaliden wird, mit 36 Jahren.

Der Stadionsprecher ruft ins Mikro: „Herzlich willkommen, unser Ex-Kapitän und unsere Ex-Nummer Vier: Nico Herzig!“ Viele der 625 Zuschauer recken ausgedruckte Zettel hoch, auf denen „Danke Nico!“ steht. Sponsor und Vorstand Roland Kring ergreift das Mikrofon: „96 Spiele, neun Tore, für einen Innenverteidiger ist das okay.“ Herzigs mittlerer Sohn schlägt auf dem Spielfeld ein Rad, auf der Videoleinwand ist noch einmal Herzigs wichtigstes Tor zu sehen: das Siegtor, das dem Verein den Hessenpokal und den Einzug in den DFB-Pokal bescherte. Letzte Station, tolle Zeit für die Familie, so familiäre Klubs gebe es selten, sagt Herzig. Seine Abschiedsworte: „Ihr habt mir tolle letzte Jahre im Fußball geschenkt!“ Die Stimmung in dem Stadion mit den eineinviertel Tribünen und dem schönsten Ausblick der Regionalliga Südwest verläuft sich etwas. Der Deutsche Fußballbund verlangt für Vereine dieser Qualität einen Ausbau auf 10.000 Zuschauer – obwohl meist eher 1500 kommen.

Zum Abschied gibt es einen Blumenstrauß für Sinah, Memory-Spiele für die Kinder, eine Fotocollage für Nico. Um 13.53 Uhr ist die Feier vorbei. Während der Stadionsprecher zu den Powerakkorden von Van Halens „Jump“ die Mannschaftsaufstellung vorliest, sammelt Herzig die ersten Memorykärtchen seiner Kinder vom Spielfeld auf. Er wird nun nicht mehr aufgerufen, er geht in den VIP-Bereich: bayerischer Nachmittag mit Dirndl, Schweinsbraten und Sauerkraut. Die erste Halbzeit verbringt Herzig mit seinem schlafenden Jüngsten auf dem Arm und spricht mit den Sponsoren aus Sparkasse, Stadtwerken, örtlichen Betrieben. Steinbach gewinnt 2:0. Tabellenführung! Trainer Alipour gönnt sich eine Stadionwurst. „Nico ist der größte Kapitän, den ich je gesehen habe“, sagt er. „Ein großer Charakter, der Hygiene in die Kabine gebracht hat.“ Auch in Zeiten, in denen er ihn nicht mehr aufstellen konnte, habe er sich in den Dienst der Mannschaft gestellt. „Sensationell.“

In der Kabine sind die Worte weniger salbungsvoll, eher frozelnd. Herzig wünscht den Kameraden „Dünnschiss und kurze Arme“, alle lachen. Als die Familie das Stadion verlässt, fällt seiner Frau ein, dass der Große wegen Corona nicht an der Hand eines Spielers ins Stadion einlaufen konnte. „So schade!“ Aber wo ist eigentlich der Schlüssel? Sie sucht, Herzig versucht die Söhne davon abzuhalten, über den matschigen Parkplatz zu hüpfen. Kein Schlüssel da, er geht zum Stadion. Da ruft ihn seine Frau zurück: Er war doch in der Handtasche. Der ganz normale Familienwahnsinn. Um 16.55 Uhr brechen die Herzigs im schwarzen Multivan in ein neues Leben auf. ◀

Die Familie wohnt jetzt in Würzburg. Sinah und Nico Herzig entwickeln gemeinsam neue Pläne und Projekte.



Mehrfacher Gewinner des TIPA-Awards 2013 | 2017 | 2020

„Das beste Fotolabor der Welt“

Ausgezeichnet von den Chefredakteuren 26 internationaler Fotografie-Magazine



Ihre schönsten Momente in einzigartiger Galerie-Qualität.

Hinter Acrylglas, gerahmt oder als großer Foto-Abzug. Made in Germany – von Menschen, die Fotografie lieben. Wir sind stolz auf mehr als 100 Testsiege und Empfehlungen! Einfach Foto hochladen und Ihr Wunschformat festlegen, sogar vom Smartphone.

WhiteWall.de

Stores in Berlin | Düsseldorf | Frankfurt | Hamburg | Köln | München | Stuttgart | Wien | Zürich

 WHITE WALL



„WIR BRAUCHEN EIN BEWUSSTSEIN FÜR BEWEGUNG“

Der Physiotherapeut Gernot Schweizer über Ursachen, Folgen und Lösungsmöglichkeiten für den verbreiteten Bewegungsmangel bei Kindern



Es muss sich was bewegen: Eltern haben viele Möglichkeiten, die gesunde Entwicklung ihrer Kinder zu fördern.

Herr Schweizer, nach einer Studie der Weltgesundheitsorganisation (WHO) bewegen sich 80 Prozent der Jungen zwischen elf und 17 Jahren zu wenig, bei Mädchen liegt der Wert bei 88 Prozent. Können Sie die Zahlen aus Ihrer Praxis bestätigen? Aus der Praxis wie auch als Bundeskoordinator für Bewegung und Sport in Österreich muss ich klar sagen: ja. Und die Corona-Pandemie hat die Situation noch mal dramatisch verschlechtert. Mir macht vor allem Sorge, dass diese Entwicklung jetzt gerne auf die Corona-Zeit geschoben wird. Dabei hatten wir davor schon einen desaströsen Zustand in Sachen Bewegungsmangel bei Kindern und Jugendlichen. Nach ersten Zahlen hatten wir zwar in der ersten Lockdown-Phase, von März bis Mai, bei denen, die schon immer Sport getrieben hatten, eine Bewegungssteigerung von durchschnittlich 15 Prozent. Bei den anderen aber hatten wir zum großen Teil eine Bewegungseinschränkung. Der Alltagsbewegungsbereich ist im Lockdown noch einmal enorm gesunken.

Was sind die Folgen des Bewegungsmangels bei Kindern?

Wir haben wesentlich mehr Wirbelsäulenhaltungsveränderungen und atrophisierte Muskelgruppen, also das Problem, dass nur noch einige spezifische Muskelgruppen einigermaßen dem altersgerechten Zustand entsprechen, aber viele Muskelgruppen nicht mehr genug trainiert sind, weil viele Bewegungen nicht mehr stattfinden. Dazu kommen adipöse Kinder, deren Zahl auf alarmierende Weise zunimmt, und immer mehr Verkrampfungen und Verkürzungen, durch die Kinder oft unter Kopfschmerzen, migräneähnlichen Zuständen oder Haltungsproblemen leiden. Sehr häufig stellen wir auch Einseitigkeiten fest, die zu Skoliosen, Hohlkreuzveränderungen und Rückenveränderungen führen. Und was wir seit Corona vermehrt sehen, sind Kinder, denen die Möglichkeit fehlt, Aggression abzubauen, Emotion zu leben, in Konflikt oder Sympathie mit anderen zu gehen – die ganze Kommunikation also, die sie sonst über Bewegung und Sport erleben. Auch die Hormonbedingungen haben sich verändert, Serotonin, Dopamin, Glückshormone, das geht uns alles ab.

Betrifft das Jungen und Mädchen in gleichem Maße?

Bei Mädchen war es vor Corona fast schlimmer. Jetzt passen sich die Gruppen immer mehr an, allein schon durch die Digitalisierung in der Schule. Die Digitalisierung ist die Zukunft, klar, sie ist absolut notwendig für Kinder. Aber wenn wir schon allein die WHO-Empfehlungen berücksichtigen, dann soll ein Kind bis zum elften Lebensjahr nicht mehr als eine Stunde am Tag digitalisiert betreut werden. Vom elften bis zum sechzehnten Jahr sind es nicht mehr als zwei Stunden. Wenn aber allein Unterricht und Hausaufgaben bis zu fünf, sechs Stunden Laptop-Arbeit in Beschlag nehmen, kann man sich ausrechnen, welche Auswirkung das auf die Kinder hat. Und da ist die private Playstation, die Kommunikation auf dem Handy und in sozialen Medien noch nicht mitgerechnet. In Gesprächen mit Kindern stelle ich oft fest, dass sie zwischen acht und zwölf Stunden digitalisiert betreut werden – und das, während Sport und Bewegung in der Schule im Verhältnis immer häufiger zurückgefahren werden. Beim wissenschaftlichen Wissen und den Möglichkeiten der heutigen Zeit kann ich das in keinster Weise verstehen. Gerade jetzt müssten wir den Kindern über neue Möglichkeiten, die vielleicht über den Sommer hätten entwickelt werden können, Chancen geben, sich covid-geschützt bewegen zu

können. Das ist ein Bildungsauftrag, ein sozialer Auftrag, gerade weil es über die Eltern oft nicht funktioniert. Das ist in höchstem Maß versäumt worden. Es bringt nichts, wenn wir lauter Mathe- und Deutsch-Genies entwickeln und parallel unsere Gesellschaft gesundheitlich an die Wand fahren.

Die Digitalisierung galt schon vor der Corona-Pandemie als wichtiger Faktor für den Bewegungsmangel bei Kindern und Jugendlichen.

Die Digitalisierung ist eines der wichtigsten Systeme, die wir für die Zukunft unserer Kinder brauchen. Gar keine Frage. Aber sie wird komplett falsch angegangen. Wenn wir nicht lernen, dass der Mensch, der Körper, in seiner evolutionären Entwicklung in der Lage sein muss, mit diesen Systemen mitzuhalten, dann wird es uns nicht gelingen, gesunde Menschen zu schaffen, die in 20 Jahren noch in der Leitung eines wirtschaftlichen Unternehmens als Führungskraft arbeiten können. Wenn ich sehe, wie viele kranke Kinder zu mir kommen, wie viele Rückenprobleme ich bei Zehn-, Fünfzehn-, Zwanzigjährigen erlebe, wenn ich sehe, wie viel kognitive Abschwächung und Konzentrationschwächen ich jetzt schon feststelle, und wir wissen, dass wir das durch Bewegung, Haltung, Arbeit, kognitive Leistungsfähigkeit verändern könnten – dann frage ich mich: Wo wollen wir als Gesellschaft hin?

Was können Eltern tun, damit Bewegung trotz Digitalisierung eine Selbstverständlichkeit, ein Bedürfnis wird für Kinder?

Ein Kind hat grundsätzlich Bewegungsdrang. Wir, die Gesellschaft, auch die Eltern, nehmen ihnen heute oft nur diesen Bewegungswunsch weg. Wir entziehen sie von Bewegung, weil die Generation der heutigen Eltern oft selbst wenig Wert darauf legt, die Bewegungsfreude zu erhalten. Dabei kennen wir das doch alle: Je weniger wir uns über Tage und Wochen bewegen, desto phlegmatischer und unbeweglicher werden wir. Umso mehr müssen wir einen Bewegungsreiz setzen, Bewegung leben. Natürlich sind da besonders die Eltern gefordert, mit den Kindern auf Spielplätze zu gehen oder Spaziergänge zu machen oder mit ihnen kreative Ideen für das Spielen im Wald oder auf der Wiese zu entwickeln. Dafür brauche ich keinen eigenen Garten. Aber ich muss halt dann mal nach Feierabend noch eine Stunde Federball spielen mit meinem Kind oder mit ihm auf der Wiese ein bisschen Fußball spielen.

Gibt es einen Richtwert, wie viel Zeit Kinder am Tag idealerweise in Bewegung sein sollten?

Sicher, es gibt Werte von der WHO, aber die sind ja schon stark heruntergeschraubt worden. Ein Kind mit zehn Jahren sollte da am Tag wenigstens auf eine Stunde Bewegung kommen – selbst da sind wir aber in vielen Fällen noch weit davon entfernt. Und was ist schon eine Stunde Bewegung am Tag für ein Kind? Wir sprechen hier eigentlich von einem Minimum von drei bis fünf Stunden, die sich ein Kind am Tag bewegen sollte. Das fängt morgens auf dem Schulhof an, beim Gehen zur Schule, geht mit dem Spielen draußen weiter, dann vielleicht noch Sport. Wir müssen den Eltern dafür mehr Ideen an die Hand geben, sie informieren darüber, was sie tun müssen, wo sie vielleicht mit Sanktionen arbeiten müssten, etwa was die tägliche Zeit am Handy angeht.

Wenn es um das Bewusstsein für Bewegung geht, wird gerne darauf verwiesen, dass man doch zweimal in der Woche Sport macht.

Es geht hier nicht um Sport, es geht um die grundlegende Bewegungsentwicklung: für die Gefäße, für die kognitive Leistungsfähigkeit, für die Verhinderung von Fettleibigkeit. Es geht um die elementare Grundbewegung des Menschen. In der Zeit des Lockdowns haben viele Spitzen-

sportler Videos von extremen Aktionen in sozialen Medien veröffentlicht. Ich habe den Profisportlern, mit denen ich zu tun habe, immer wieder gesagt: Hört auf, nur Extremsport zu zeigen, hört auf, mit euren Skiern über Dachrinnen zu rasen, und erklärt lieber, was für Grundübungen ihr in den letzten 20 Jahren machen musstet, um dorthin zu kommen, wo ihr heute seid.

Fehlen generell Impulse für die Stärkung des Breitensports?

Was passiert denn mit der Motivation, wenn wir uns nur am Spitzen- und am Extremsport orientieren? Das führt eher zu Abstinenz vom Sport und zu Frustrationserlebnissen, wenn nicht gar zu Verletzungen, mit denen dann wieder die Krankenhäuser belastet werden. Eine Fahrradtour muss nicht immer gleich 2000 Höhenmeter bergauf führen, man kann auch einfach mal am Rhein, an der Donau oder an der Salzach entlang radeln und viel Spaß dabei haben.

Welche Rolle spielt beim Bewegungsmangel der Rückgang des Vereinssports?

Der Vereinssport und der gesamte soziale Sportbereich hätten eigentlich eine unglaublich große Aufgabe. Aber es gibt viele Gründe, warum die Mitgliederzahlen der Vereine schwinden. Zum Beispiel die vielen Ablenkungen und unsere schnelle Lebensweise. Da wird am Wochenende mit den Kindern schnell ins Ferienhaus nach Mallorca geflogen, so dass die gar keinen Mannschaftssport machen können, weil sie ja nie da sind. Bei uns ging es früher unter der Woche abends ins Training, tagsüber haben wir draußen gespielt, am Wochenende waren Mannschaftstraining oder Punktspiele. Das habe ich seit dem sechsten Lebensjahr so erlebt. Man hat unglaublich viel soziale Zeit im Verein verbracht, für mich waren viele Menschen im Verein wie enge Verwandte. Man ist am Wochenende bis spät abends im Verein geblieben, hat gegrillt nach dem Sport. Heute ist der Sport oft eine isolierte Sache, die sich rein auf die eigentliche Zeit des Sports begrenzt. Und Väter mit drei Kindern sagen mir: Der eine will Fußball spielen, der andere reiten und die andere Tennis spielen, da verbringe ich ja meine ganze Freizeit als Vater nur noch auf den Sportplätzen meiner Kinder. Was er damit

// „Ein Kind mit zehn Jahren sollte laut WHO am Tag wenigstens auf eine Stunde Bewegung kommen – selbst da sind wir aber oft noch weit davon entfernt. Und was ist schon eine Stunde Bewegung am Tag für ein Kind?“ //



meint, ist, dass er ein Fußballspiel, ein Tennisspiel, eine Reitsunde mit ihnen anschauen müsste. Aber damit ist vielen Eltern das Wochenende schon versaut, weil sie ja eigentlich auf die Weinprobe in der Steiermark wollten. Das sind Tatsachen, die hören sich täglich so. Dadurch geht das Vereinsleben in großem Ausmaß flöten.

Bewegungsmangel gilt auch als Wohlstands-Phänomen, als Folge des Bemühens, mögliche Belastungen oder negative Erfahrungen von Kindern fernzuhalten – Stichwort Helikopter-Eltern. Sie müssen heute nur mal vor einer Grundschule stehen und schauen, wie viele Kinder morgens noch zu Fuß zur Schule kommen. Da fahren die Autos bis auf die Schultreppe hoch. Vor einigen Monaten war ich auf einem Elternabend, da hatten sich fünf Mütter aus einem Stadtbezirk zusammengetan, damit jede von ihnen trotz der beruflichen Belastung an einem Tag in der Woche mit den fünf Kindern in die Schule laufen konnte. Eineinhalb, zwei Kilometer, bei Wind und Wetter. Diese Mütter sind bei dem Elternabend fast bestraft worden für ihren „Fanatismus“, Kinder bei schlechtem Wetter in die Schule laufen zu lassen. Das ist die Tendenz heute.

Der Impuls, das Kind zu schützen, kehrt sich ins Gegenteil um, weil durch den Bewegungsmangel Schäden erst entstehen? Wir nehmen durch das erhöhte Sicherheitsbedürfnis und die Art, wie wir glauben, unsere Kinder heute erziehen zu müssen, den Kindern jede Chance auf eine gesunde Entwicklung, auf den Aufbau des Immunsystems, der Atemwege. Wir geben ihnen dadurch nicht mehr Chancen, wir nehmen ihnen diese Chancen. Und mit Corona wurde das noch viel schlimmer, weil die Eltern noch mehr dafür gesorgt haben, dass die Kinder zu Hause bleiben und sich nicht draußen bewegen.

Welche Spätfolgen kann der Bewegungsmangel von Kindern haben? Die häufigsten Schlagworte sind Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Diabetes, Adipositas. Aber es geht genauso um psychologische Auswirkungen: um kognitive Leistungsfähigkeit, die Fähigkeit, sich behaupten zu können, sich durchzukämpfen, sich durchzusetzen. Um das Erlernen des Umgangs mit Niederlagen und Enttäuschungen.

Bewegung kann auch eine Möglichkeit sein, eine Therapie für sich selbst zu machen, wenn man etwa nach drei Stunden Sitzen eine Stunde spazieren geht: Sie haben eine bessere Durchblutung, eine höhere Verstoffwechslung, Sie machen sich psychisch im Kopf frei, weil Sie eine halbe Stunde gar nichts denken oder über ganz Anderes nachdenken. Wir haben uns hier vor kurzem entschieden, jeden Tag, wenn wir im Büro unsere Besprechung haben, das Handy auszuschalten und eine Stunde einen Spaziergang zu machen. Da kann ich mit meiner Mitarbeiterin alles besprechen. Das tut uns unfassbar gut.

Glauben Sie, dass sich dem Bewegungsmangel noch erfolgreich begegnen lässt? Oder werden sich die Zahlen eher verschlimmern? Wir müssen den Menschen wieder beibringen, sich und ihren Körper zu fühlen. Gerne spazieren zu gehen, zur S-Bahn zu laufen, aufs Taxi zu verzichten, mit dem Rad in die Stadt zu fahren. Sie müssen wieder lernen, sich zu spüren, wir verlieren sonst jegliche Wahrnehmung in unserem eigenen Körpersystem. Wir lassen uns ja schon jetzt oft von einer Uhr und einem Pieps-Alarm sagen, wann wir uns bewegen sollen. Wir sind doch langsam eine kaputte Gesellschaft, was die Bewegung angeht.

Das klingt sehr pessimistisch. Es ist eine Frage der gesellschaftlichen und politischen Entwicklung. Hier ist schon lange nicht mehr nur der Einzelne gefragt. Ich bin grundsätzlich Optimist, und vielleicht sehe ich den Bewegungsmangel und die vielen Aktionen, die über die Jahre schon gestartet wurden, die Zahlen aber nicht verbessert haben, tatsächlich zu pessimistisch. Aber sind wir ehrlich: Man hat auch vermutet, dass zum Beispiel Apps und Computersysteme uns in die Lage bringen würden, wieder mehr Bewegung zu fördern. Doch nach letzten Studien haben sich 78 Prozent der Menschen noch in keiner Weise mit Apps oder digitalem Sport auseinandergesetzt. Und die anderen sind die 20 Prozent, die vorher schon Sport getrieben haben.

Welche Ansätze gibt es trotzdem? Es gibt viele Lösungsmöglichkeiten. Wir müssen wieder Bewusstsein für Bewegung schaffen und



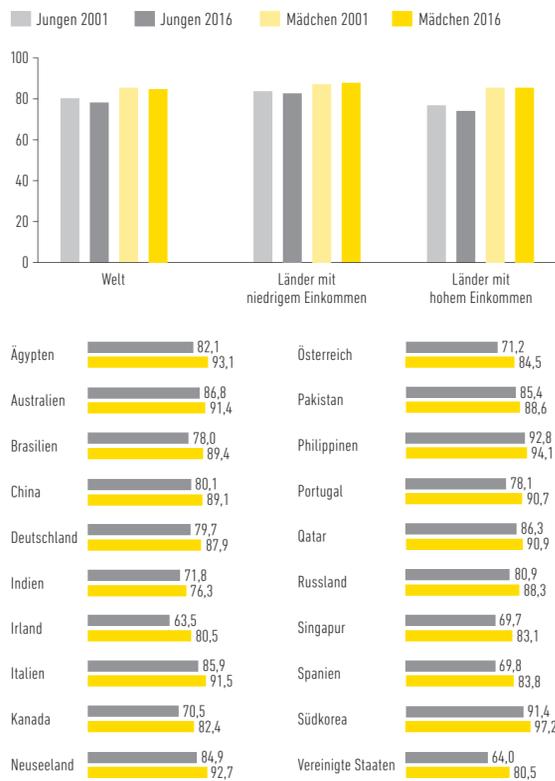
Gernot Schweizer ist Trainer, Physiotherapeut und Koordinator der österreichischen Bundesregierung für Bewegung und Sport. Der 54 Jahre alte gebürtige Esslinger lebt und arbeitet in Salzburg, wo er auch Profisportler betreut. Sein Buch „Bewegung! Plädoyer für eine gesunde Gesellschaft“ ist im Ecowin-Verlag erschienen.

damit bei den ganz jungen Eltern anfangen, ihnen zeigen, wie viel ein Baby schon in den ersten Wochen und Monaten seiner Entwicklung lernen kann über Neugier, Aufmerksamkeit, Visualisierung, Haltung, Bewegung, Kopfstabilität. Die Politik darf Sport und Bewegung nicht länger weit hinten anstellen, was die finanzielle Unterstützung angeht, wir müssten Milliarden in Europa in Bewegung und Sportkonzepte investieren. Es gibt gute Ideen, die man mit wenig Geld umsetzen könnte, mit denen man innerhalb von zehn Jahren Milliarden einsparen könnte bei den Sozialversicherungen und in Unternehmen Millionen an Krankmeldungen verhindern könnte. Im Moment ist natürlich der Kampf gegen Corona wichtiger, aber man hat auch davor schon viel zu wenig Geld für Vereine und soziale Institutionen im Bereich Bewegung freigegeben. Jetzt müssen wir nach der Pandemie sofort reagieren. Sonst steht uns ein gesundheitspolitisches Bewegungsdesaster bevor.

Die Fragen stellte Bernd Steinle.

Die Welt steht still

Verbreitung von Bewegungsmangel unter Schülern im Alter von 11 bis 17 Jahren (in Prozent)¹⁾



1) Definition für ausreichende Bewegung: Täglich 60 Minuten moderate bis starke körperliche Aktivität. Quellen: Lancet Child Adolescent Health 2020; 4: 23-35; WHO FA.Z.-Grafik Walter



Die Mode von JJ Martin ist farbenfroher Körperschmuck. Mit ihren Vögeln kann sich auch der Christbaum sehen lassen.



Im Frühjahr stiegen viele Luxushäuser um auf die Produktion medizinischer Ausrüstung. Mykitas Schutzbrille ist für jeden zu haben.

Ältere Millennials

Vor gut zwei Jahren konnte man Generation Y, bekannt als Millennials, noch gleichsetzen mit Zukunft: die Jungen! Die Marktforschung ist da weiter. Generation Z, die Fridays-for-Future-Jugend, und die Generation Alpha (geboren zwischen 2011 und 2025) sind schon heute nicht unspannend. Also redet Mintel in einer Umfrage zum Thema Geldsorgen unter nicht mehr ganz so jungen Briten schon von „älteren Millennials“. Generation X ist so betrachtet natürlich total von gestern.



Wer genug hat von olfaktorischen Erlebnissen der Duftkerzen, könnte sich mal mit der visuellen Erfahrung einer brennenden Swirl von Tom Dixon beschäftigen.



Wenn beide seit Monaten im Homeoffice sind und es ein Arbeitszimmer gibt, dann belagert das häufig wie selbstverständlich der Mann. Sie hockt derweil am Küchentisch. Auch deshalb ist es Zeit, Virginia Woolf zu lesen. („Ein eigenes Zimmer“, erschienen bei S. Fischer)

108

Bedeutende Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten, zusammengestellt von Jennifer Wiebking



Das iPhone stellt ständig Foto-Rückblicke bereit, die sentimental stimmen können. Das toppst für Schallplattenfans höchstens noch der Abreißkalender „The Art of Vinyl Covers“. (Selmann Publishers)



Auch deshalb könnte Coimbra, auf halbem Weg von Lissabon nach Porto, 2021 ein Ziel sein: Der Bettenhersteller Hästens unterhält dort ein Hotel mit dem Namen Sleep-Spa.



Der Körper ist schon durchtätowiert. Was folgt? Atelier Tanha lässt seine Taschen vom Tattoo-Künstler Navin Thepvilay bearbeiten.

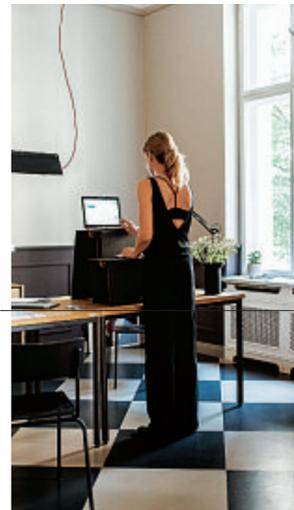


Unverbindlicher als ein Weihnachts-Sweatshirt ist eine Weihnachts-Brosche. (Sabinna)



Bald – wir legen uns nicht auf ein Datum fest – widmet das Berliner Kulturforum der Designerin Claudia Skoda eine Ausstellung. Ihre Geschichte ist auch anhand dieses Bilds zu erzählen: Skoda mit ihrer Strickmaschine Mitte oder Ende der siebziger Jahre im U-Bahnhof Kottbusser Tor, fotografiert von Martin Kippenberger.

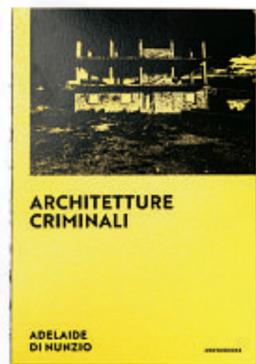
Weihnachten vor zwei Jahren hat die Illustratorin Kera Till eine Seite der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung in Geschenkpapier umgestaltet. Das schöne Motiv (ganz links) sowie zwei weitere bietet sie jetzt von der Rolle an.



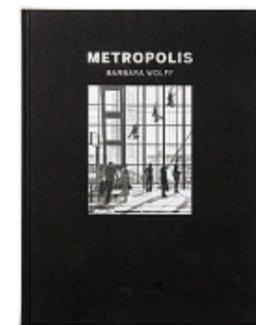
Wenn Sitzen das neue Rauchen ist, dann ist sitzendes Arbeiten vom Homeoffice-Küchenstuhl wie Zigarettensmoker ohne Filter. Room in a Box hat eine Lösung für einen Stehschreibtisch zum Preis von 29,10 Euro.



HUTBÜRGER
Hut ab! Ein Hutdesigner für Dior hat wirklich keinen leichten Job. Erst der überdrehte John Galiano, dann der modernistische Raf Simons, jetzt die feministische Maria Grazia Chiuri als Chefdesigner: Stephen Jones muss vielen Stilen einen Hut aufsetzen. („Dior Hats: From Christian Dior to Stephen Jones.“ Rizzoli, 240 S., 43,99 Euro) Und das alles nur, weil Dior das im Kopf hatte, was seine Mutter auf dem Kopf hatte – seit seiner ersten Kollektion im Jahr 1947, wie rechts im Bild zu sehen ist. (kai.)



KRIMINALSTATIK
Wohnhäuser und Hotels, die nie fertig wurden. Vom Staat beschlagnahmte Marmorvillen. Geschlossene Geschäfte, ruiniert vom mafiosen Wettbewerb. Hier (Adelaide di Nunzio: „Architettura Criminali“. Crowdbooks, 132 S., 35 Euro) sehen wir, wie das Verbrechen die Landschaft Süditaliens prägt. Die Fotos sind abschreckend, faszinierend. Und sie machen dank goldenem Einband selbst auf dem Kaffeetisch eines Mafiosos noch was her. (klau.)

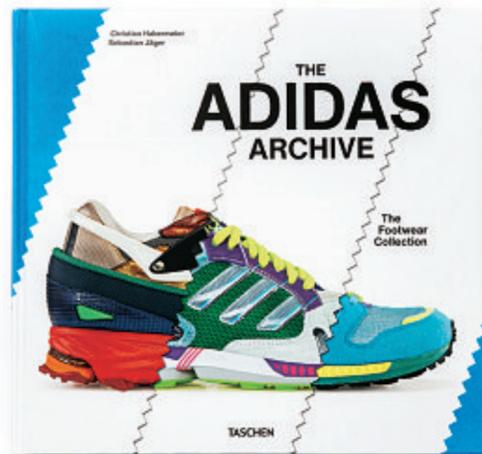
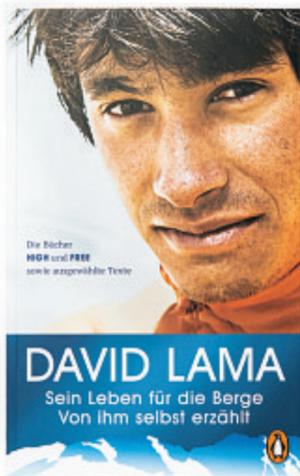


STADTRUMFAHRT
Wie die Yoga-Jünger im Leise-Park ihre Arme in die Luft strecken, so wie der Baum über ihnen seine Äste: herrlich. Wie sich ein Hipster-Vater vor der Ernst-Thälmann-Statue über den Kinderwagen beugt: wunderbar. Wie die Fensterputzer am S-Bahnkopf Alexanderplatz über den Menschen hängen: bizarr. Wie der Club „Kater Blau“ tagsüber zu Corona-Zeiten aussieht: doch ziemlich nüchtern. Mit diesem Buch (Barbara Wolff: „Metropolis“. Lunik, 136 S., 39,90 Euro) lernt man Berlin neu kennen. Auch auf Instagram gilt: Bitte Barbara Wolff folgen! (kai.)

SEITENWEISE

Endlich lesen! In diesen Weihnachtsferien hat man schließlich Zeit, durch Geschichte und Gegenwart zu blättern. Ein paar Vorschläge.

NACHRUFEITE
Es ist ein Buch, das niemand haben wollte. Weil es das abgeschlossene Werk eines Bergsteigers ist, der auf seinem Weg viele Menschen beeindruckt und inspiriert hat – durch seine Touren wie durch seine Art. David Lama verunglückte am 16. April 2019 tödlich. Hier („David Lama. Sein Leben für die Berge“. Penguin, 480 S., 26 Euro) erzählt er über seinen Aufstieg vom begnadeten Kletterknirps zum erfolgreichen Alpinstar, begleitet von phantastischen Fotos. Ein Buch, das hin- und herwirft zwischen Glück und Schmerz. (nl.)



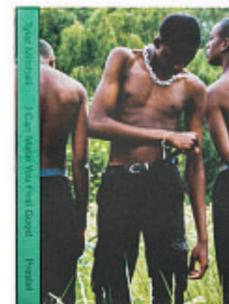
SCHUHGRÖSSE
Sechs Kilogramm sind ein gewichtiges Argument für dieses Buch. („The Adidas Archive. The Footwear Collection“. Taschen, 644 S., 100 Euro) Und wirklich springt man mit den Augen durch den Werdegang des Sportschuhs mit den drei Streifen. Mit hervorragenden Bildern zeigen die Fotografen Christian Habermeier und Sebastian Jäger mehr als 350 Paar Schuhe. Und Prototypen! (aylg.)

ACHTUNGACHTZIGER
Die Architektur der Achtziger war wie das ganze Jahrzehnt: bunt, laut und ein bisschen vulgär. Dieses Buch („Architekturführer Frankfurt 1980–1989“. Hrsg. von Freunde Frankfurts, Wilhelm E. Opatz. Junius, 208 S., 44 Euro), der vierte Band einer Reihe, zeigt eine andere Seite. Es gibt keine Karten, Lagepläne, Grundrisse, dafür aber viel zu lesen, vom Hüttendorf an der Startbahn West bis zum Magazin „Wolkenkratzer“. (jajo.)



FOTOS: LUCAS BÄUMEL

BILDBEARBEITUNG
Das emanzipatorische Programm klingt gut. Dieser Fotograf wurde bekannt, als er Beyoncé 2018 für den Titel der amerikanischen „Vogue“ fotografierte – als erster schwarzer Cover-Fotograf in mehr als 100 Jahren. Mit seinem Buch (Tyler Mitchell: „I Can Make You Feel Good“. Prestel, 204 S., 55 Euro) möchte er nun zeigen, „wie ein schwarzes Utopia aussehen könnte“, indem er Schwarze so frei und ausdrucksstark darstellt, wie es bisher nur bei Weißen der Fall war. Hoffentlich nicht nur – ein Trend. (kai.)



KLEINANZEIGEN
Nicht alles ist tiny hier: Die alte Gianni-Versace-Villa in Miami Beach hat zehn Suiten. Auch vom Stil her wird den meisten ein Baumhotel in Italien oder eine Pension mit vier Zimmern in der Schweiz besser gefallen. So oder so: Dieses Buch (Florian Siebeck: „Tiny Hotels. Kleine Quartiere für große Tage“. Prestel, 224 S., 30 Euro) bietet eine große Vielfalt an Kleinem. (kai.)



BERGVERSETZER
Natürlich ist da der Name: Hubert Messner. Der Bruder von Reinhold. Aber dieses Buch (Hubert Messner, Lenz Koppelstätter: „Der schmale Grat“. Ludwig, 224 S., 22 Euro) erzählt fesselnd aus einer eigenen Welt: Messner kämpfte lange als Chefarzt einer Intensivstation für Frühgeborene auf seine Weise um Leben und Tod. Da werden Nordpol und Nanga Parbat zu Nebenschauplätzen. (nl.)

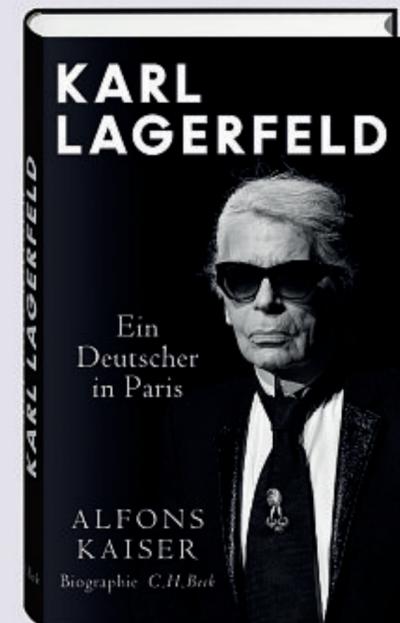


KARTENVORVERLAUF
So luftig wie auf dem Bild oben sieht es öfter aus: Dieses Buch steckt voller Informationen, aber sie sind großzügig aufbereitet. (Jan Schwochow: „Die Welt verstehen mit 264 Infografiken“. Prestel, 586 S., 59 Euro) Warum Kinder nicht unter Flugzeugsitzen spielen sollten, wie Erika Mustermann in Südkorea heißt, wie dünn die Außenhaut eines Containerschiffs ist: Alles, was man noch nie wissen wollte, aber unbedingt wissen sollte – hier ist's. Und das Auge liebt mit. (kai.)



BUCHLANDUNG
Hier steht man mittendrin. Für Jüngere sind Buchhandlungen meist seltsam prädigitale Orte. Für Ältere (man muss den Fotografen Horst A. Friedrichs trotz jugendlichem Aussehen dazu zählen) sind sie oft ein Zuhause. (Horst A. Friedrichs, Stuart Husband: „Buchhandlungen. Eine Liebeserklärung“. Mit einem Vorwort von Nora Krug. Prestel, 256 S., 36 Euro) Von „Shakespeare and Company“ in Paris über „The Strand“ in New York bis zur „Livraria Lello“ in Porto: Heimat! (kai.)

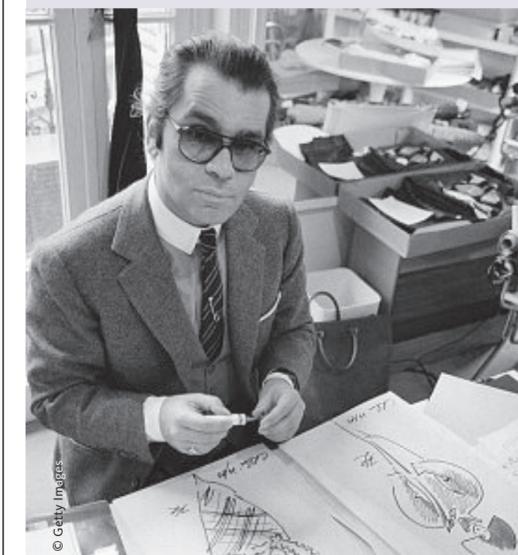
«Es fängt mit mir an, und es hört mit mir auf.»
Karl Lagerfeld



383 Seiten | 58 Abbildungen | Gebunden
€ 26,- | ISBN 978-3-406-75530-6

«Die erste gründlich recherchierte Biografie des Jahrhundertdesigners auf Deutsch.»
Vogue

«Ein interessantes und detailliertes Porträt, das Lagerfelds Selbstinszenierung nicht auf den Leim geht und trotzdem größte Hochachtung erkennen lässt.»
Claudia Voigt, SPIEGEL Bestseller



W Weihnachten ist ein Genuss

*Wenn es draußen still wird und uns die
Atmosphäre im Haus in ihren Bann
zieht, dann ist Weihnachten mit all
seinen schönen Momenten, Düften und
Gaumenfreuden.*



DAS PERFEKTE GESCHENK FÜR DEN MODERNEN KAFFEELIEBHABER

Intuitiv den perfekten Kaffee zubereiten, das ist mit dem neuen Kaffeevollautomaten INTUITION PREFERENCE+ von Krups jetzt möglich. Dank seiner einzigartigen Smart-Slide-Technologie ist er so leicht und modern zu bedienen wie ein Smartphone. Neu ist auch die Intuitive-Light-Indicator-Technologie: Die Lichtanzeige leitet selbsterklärend durch Handhabung und Pflege. Zudem können eigene Kaffee- und Milchkombinationen in einem persönlichen Farbprofil abgespeichert werden.

www.krups.de

Zugegeben: So schön ist es im Sauerland nun auch wieder nicht. Aber wenn man mit der Drohne ein Panoramafoto macht und die Sonne gerade untergeht, dann entsteht selbst im November so etwas wie Stimmung. Und wenn links in der Ferne das Heimatdorf auf der Hochebene liegt, dann ist es eben doch ganz schön da oben. (kai.)



Grüße aus den



Die Reisebeschränkungen öffnen die Augen für Höhepunkte vor der Haustür.

Das Weserbergland ist die westfälische Antwort auf die Berge. Das Panorama muss nicht malerisch sein, es geht auch trist. Nur Norddeutschen kann da das Herz aufgehen. Auch das Kaiser-Wilhelm-Denkmal auf dem Osthang des Wittekindsbergs hat dieser Tage geschlossen. Die erste Bewertung dazu bei Google: „Selten so einen guten Salat gegessen und die Aussicht genossen.“ Muss ein Norddeutscher geschrieben haben. (jwi.)



Bei schönem Wetter hat man auf dem 15 Meter hohen Hügel des Monopteros in München die Sonne im Gesicht und das Leben zu Füßen: Am Hang unterhalb des von Leo von Klenze erbauten Rundtempels und auf der „Monowiese“ davor trifft man sich gerne mit Sektchen, Bier oder Buch. Dazu leuchten in der Ferne die Türme der Frauenkirche. (ktr.)



Ist das nun Frühwinter? Oder Spätherbst? Im Oberallgäu, wie hier bei Obermaiselstein, verschwimmen schon mal die Jahreszeiten. Die farbenprächtigen Tage sind aber eine wunderbare Gelegenheit, um einmal vom Herbst in den Winter und wieder zurück zu wandern. Und sich dabei auf den wahren Winter zu freuen. (nle.)



Für eines zumindest sind die Reisebeschränkungen gut: Endlich erkundet man, was vor der Haustür liegt. Und es lohnt sich! Etwa bei den Weinbergen im Rheingau bei Rüdesheim: Der Wein leuchtet gelb, der Rhein funkelt silbrig, dazwischen thronen Burgen und Schlösser. (lfe.)

Das Saarland eignet sich nicht nur für Größenvergleiche. Das zeigt dieses Postkartenmotiv. Den besten Blick auf die Saarschleife hat man vom Aussichtspunkt „Cloef“ – wo sich sonst die Tagestouristen tummeln, sind die „Saarlänner“ gerade wieder ganz unter sich. (awen.)



Wo Lebensfreude zum Greifen nah ist.

Weine aus der Pfalz: Qualität, die man schmeckt.



Die 13 deutschen Weinregionen sind geschützte Ursprungsbezeichnungen.



Die Pfalz ist eines der 13 deutschen Weinanbaugebiete, das die EU als geschützte Ursprungsbezeichnung anerkannt hat. Typisch für das zweitgrößte deutsche Weinbaugebiet ist das mediterrane Klima. Geschützt vom Pfälzerwald gedeihen hier vor allem weiße Sorten wie Riesling, Weiß- und Grauburgunder, bei den Rotweinen dominieren Dornfelder und Spätburgunder. www.pfalz.de/gu

Zum Wohl. Die Pfalz.

Willkommen in besten Lagen. deutschevine.de



Alles in der Reihe: Die britische Parfümeurin Lyn Harris hat sich mit ihrer Marke Perfumer H selbständig gemacht. Mit ihrem Duft Rain Cloud spürt sie der besonderen Note des Regens nach.

In Zeiten der Krise steht die Parfümeurin Lyn Harris über Instagram in Kontakt mit ihren Kunden. Auf ihrem Account namens „Perfumer H“ sieht man Fotos von morgendlichen Spaziergängen durch Londoner Parks. Momentaufnahmen von Pflanzen und Blüten, deren Duft man beinahe digital wahrzunehmen meint. „Die Leute schreiben mir, dass meine Düfte ihre Zufluchtstätte sind“, sagt Harris. Doch bis Lyn Harris, die heute um die fünfzig ist, dort ankam, war es ein langer Weg.

Geht man ihn mit ihr zurück, landet man in Schottland. Dort entdeckte sie ihre Affinität zu Düften. „Während der Schulferien habe ich immer meine Großeltern besucht. Sie hatten einen kleinen Bauernhof, bauten selbst Gemüse an. Ich wuchs also mit dem unfassbar schönen Blumengarten meiner Großmutter auf. Sie hatte Rosen und Geranien. Es gab alle möglichen Beeren.“ Der Großvater war Schreiner, arbeitete viel mit Holz. Die Großmutter kochte Marmelade ein und war passionierte Bäckerin. „Wenn ich morgens aufwachte, lag immer der Geruch von Frischgebackenem in der Luft.“

Diese Kindheitserinnerungen beschreibt sie als „sehr sinnlich“. Es waren „die ersten olfaktorischen Erlebnisse“, aus denen sich bis heute ein Teil ihrer Kreativität als Parfümeurin speist. Ihre



ES LIEGT REGEN IN DER LUFT

Von Maria Wiesner

Die Natur ist ihre Inspiration, Parfum ihr Medium: Lyn Harris hat in Grasse gelernt und ist in London zu Hause.

Inspiration sucht sie noch immer in der Natur, deshalb waren die Spaziergänge während des Lockdowns für sie so wichtig. „Der kleine Park, der auf Instagram zu sehen ist, liegt gleich die Straße hinunter“, sagt Harris. „Es ist ein Gemeinschaftsgarten, in dem ein paar der älteren Nachbarn, die sich sonst nicht heraustraute, ins Freie konnten. Das ist sehr beruhigend. Natur ist unbeschreiblich.“

Der Satz klingt wie das Motto ihrer Arbeit. Lyn Harris versucht, nicht Greifbares in Flakons einzufangen: das goldene Glitzern eines Sommermorgens auf einer mit Tau überzogenen Wiese, die dampfende Wärme eines Sommergewitters, den Duft eines Walds im Winter. Andere schreiben über solche Momente Gedichte, Harris entwirft Poesie mit Düften. „Es ist meine Art, meine Kreativität zu entfalten.“

Das Handwerk dafür lernte sie in der südfranzösischen Parfumstadt Grasse, als erste Britin schloss sie dort die klassische Ausbildung ab. Da man jedoch nicht gleich in Grasse anfangen kann, arbeitete sie zunächst während der Ferien in einer Parfümerie – der einzigen, die in ihrem Heimatort Halifax in West Yorkshire Chanel verkaufte. Es war ihre erste Begegnung mit französischen Häusern. „Dort sah ich, wie Duft die Kundinnen in elegante Frauen verwandelte.“ Zwischen teuren Wassern und Papierteststreifen reifte in ihr der Entschluss, selbst Düfte zu entwerfen. „Meine Eltern haben mir beigebracht, meinen eigenen Kopf zu haben“, sagt Harris. „Nie zu kopieren, nie zu folgen, keine Angst zu haben.“ Nach dem Schulabschluss ging sie nach Paris und begann ihre Ausbildung bei der Parfümeurin Monique Schlienger. „Sie hatte großen Einfluss auf mich. Als eine der ersten unabhängigen Frauen in dem Geschäft hatte sie mit Annick Goutal und Guerlain zusammengearbeitet“, sagt Harris und klingt dabei noch immer ehrfürchtig und dankbar. Als sie ihren Abschluss hatte, war klar, dass es nur noch einen Ort gab, an dem man ihr noch mehr beibringen konnte: Grasse, die alte französische Parfumstadt.

Das Haus Robertet verarbeitet seit 1850 Rohmaterialien zu Parfumeszenzen. Dort wurde sie in der französischen Tradition zur „Nase“ ausgebildet. Die junge Frau muss auf die Franzosen unkonventionell und typisch britisch gewirkt haben. „Als ich mich bei Robertet vorstellte, trug ich Jeans und Sweatshirt, irgendwie fanden sie das interessant“, erinnert sich Harris und lacht. In den Labors des Traditionshauses lernte sie die teuren Essenzen kennen und lieben. „Mein Ausbilder sagte zu mir: Riech dich daran satt, denn du wirst sie niemals verwenden können. Sie sind zu kostspielig für die Massenproduktion.“

Für Lyn Harris aber waren die Rosen- und Jasmin-Essenzen in Grasse so wichtig, dass sie beschloss, sich für ihre Düfte nicht dem Gedanken an Profit zu unterwerfen und stattdessen alles daran zu setzen, hochwertige Zutaten in ihren Kreationen zu nutzen. Bis heute unterhält sie gute Beziehungen nach Südfrankreich. Die Rohmaterialien für ihre Kompositionen kommen noch immer direkt aus Grasse.

Als sie nach ihrer Lehrzeit nach London zurückkehrte, gründete Lyn Harris ein Label unter dem Namen Miller Harris. Ihr Nachname, der Vorname ihres Vaters. Es entwickelte sich schnell zur begehrten Nischenparfummarke, für britische Düfte auf französischem Niveau. Bis heute verbindet es die Faszination für die Natur mit einer britischen Melancholie.

„Einfachheit und Ehrlichkeit zählen für mich“, sagt Harris. Bekanntheit erlangte ihre Marke, als die damalige britische First Lady Samantha Cameron der amerikanischen First Lady Michelle Obama bei einem Staatsbesuch eine Kerze von Miller Harris schenkte. Es folgte eine Kooperation mit Jane Birkin, die zugeb, selten Parfum zu tragen. Ihr schenkte Lyn Harris einen Duft, der den zarten Namen „Ein Hauch von Nichts“ („L'Air de Rien“) trägt. 2012 kaufte die Investmentfirma Neo Capital die Marke, kurz darauf verließ Lyn Harris das Geschäft, um sich neu zu erfinden. Mit einer neuen Marke – Perfumer H.

Sie zog dafür in den Londoner Stadtteil Marylebone und richtete ein Atelier mit Labor ein. Das Ladendesign erinnert an ihre Kreationen: geradlinig, ohne viele Schnörkel, aber mit liebevollen Details und exquisiten Materialien. Auf nussbraunen Holzregalen stehen Duftkerzen und Parfümflaschen in Samtrot und Yves-Klein-Blau.

Harris entwirft heute zwei Kollektionen pro Jahr, eine für Frühjahr und Sommer, eine für Herbst und Winter. Es geht ihr noch immer darum, die Vergänglichkeit der Natur festzuhalten. „Ich liebe den Geruch von nassen Blüten, wenn es nach großer Hitze geregnet hat. Ich speichere diesen Geruch ab, und dann ist es eine Tortur, bis ich ihn richtig wiedergeben kann.“ Ohne ein britisches Klischee bedienen zu wollen, spielt Regen in ihrer Arbeit öfter eine Rolle. Besonders an der dampfenden Note des Regens, die sich in ihren Parfums findet, hat sie lange gearbeitet. „Mit dem Duft Rain Cloud habe ich meinen Regenakkord endlich gefunden.“ Er konzentriert sich nicht auf die Frische, die viele aquatische Düfte auf dem Markt wiederzugeben versuchen, sondern auf den Moment, wenn die ersten Tropfen fallen und den Staub in der Hitze aufwirbeln. Und auch das kann an die Natur erinnern: Für die Zeit der Pandemie hat Lyn Harris Duftwasser entwickelt, die den Mund-Nasen-Schutz auffrischen. Sie riechen nach Orangenblüten, Bergamotte und Minze.

ROLL 'N' ROCK Von Alan Klee

Gravelbikes sind Fahrräder für jedes Wetter und jede Gelegenheit – und werden deshalb immer populärer.

Abenteuerlich: Das Salsa Cutthroat ist ein hochwertiges Gravelbike für lange Ritte auf grobem Terrain.



Günstig: Der Einstieg ins Schottergeschäft beginnt mit dem Triban RC520 bei knapp unter 1000 Euro.

Es muss um das Jahr 2017 gewesen sein, als das Gravelbike zu einer der beliebtesten Radgattungen aufstieg. Daran hat sich seither nichts geändert. Das Gravelbike kann alles ein bisschen und nichts richtig, es ist eine Art überpotentes SUV unter den Fahrrädern: Es will auf der Straße überall mithalten und suggeriert trotz beachtlicher Durchschnittsgeschwindigkeit auch noch Geländekompetenz im Kriechgang. Bei Autos ist so eine Kombination – vor allem in Bezug auf die Offroadneigung – Unsinn, oder zumindest – was die Geschwindigkeit anbelangt – fragwürdig. Beim Fahrrad sieht die Sache schon anders aus. Denn was das Terrain angeht, sind dem Velo kaum Grenzen gesetzt. Das möchte uns jedenfalls die Radindustrie im Schotterwahn weismachen und bringt das Gravelbike an den Start, um den Beweis dafür anzutreten.

Der eigentliche Einsatzzweck der Gattung lässt sich nicht in einem Halbsatz umreißen. Mit Gravelbikes kann man rasen, reisen, pendeln und muss dabei dem Untergrund nicht allzu viel Beachtung schenken. Die Rahmen bestehen überwiegend aus Stahl, Aluminium, Carbon oder Titan. Abhandlungen über die jeweiligen Vor- und Nachteile gibt es zur Genüge. Stahl ist komfortabel, relativ günstig, lässt sich gut reparieren und ist bei Reisenden und Nostalgikern beliebt, die dafür das etwas höhere Gewicht in Kauf nehmen. Leichter geht es mit Aluminium, ohne das Budget allzu sehr zu strapazieren. Allerdings gelten Alurahmen als ziemlich starr, was auf Kosten des Komforts geht. Der wiederum ist eine Paradedisziplin des Carbonrahmens, der obendrein dem Leichtbaugedanken entspringt. Die Grenzen der Belastbarkeit sieht man dem Carbonrahmen nicht unbedingt an, weshalb manch einer dem Material nicht recht über den Weg traut. Alle guten Eigenschaften vereint Titan – doch das hat seinen Preis. Material und Verarbeitung sind alles andere als günstig, entsprechend ist die Riege der Titan-Fahrer ein exklusiver Verein.

Die gleiche Materialfrage stellt sich auch für die Gabel, bei der sich Carbon unabhängig vom verwendeten Rahmenmaterial zu etablieren scheint, sowie bei den Laufträgern, die entweder aus bewährtem Alu oder extraleichtem Carbon bestehen. Je nach Einsatzzweck und Präferenzen rollen Gravelfahrer auf 27,5-, 28- oder gar 29-Zoll-Reifen. Die Überlegungen reichen dabei vom Komfort über die Geschwindigkeit bis zu besserem Abrollverhalten. Und dann ist da noch die Reifenfrage: mit Schlauch oder ohne, Slick, Semi-Slick, Stollenprofil oder Extra-Gravelreifen. Denn auch die Reifenhersteller bieten längst Spezialmaterial an, genau wie die Komponentenersteller. Shimano verkauft mittlerweile sogar

eine spezifische Gruppe für Antritt, Verzögerung und Gangwechsel auf Schotter.

Die Liste der Gemeinsamkeiten bei Gravelbikes ist überschaubarer: keine Federung – wobei auch dieses Prinzip langsam aufgeweicht wird –, meist Scheibenbremsen und ein Rennradlenker. Es ist ein Fahrrad im beinahe klassischen Look, mit klarer Formensprache. Bittet man jemanden, ein Fahrrad zu zeichnen, kommt in etwa ein Gravelbike dabei heraus: gerades Oberrohr, große Räder, ein schnörkelloses Fahrrad eben. Gerade wegen dieser schlichten Ästhetik sammelt das Gravelbike bei vielen Sympathiepunkte, selbst wenig Velophile erfreuen sich am geradlinigen Design der modernen Querfeldeinräder. Das gibt auch beim Kauf oft den Ausschlag, wenn etwa die Entscheidung zwischen einem Hardtail-Mountainbike und einem Gravelbike fällt. Doch geht es um den Einsatz auf dem Terrain, auf dem Mountainbikes zu Hause sind, werden die Fähigkeiten der Breitreifen-Rennräder häufig überschätzt. Sind die Pfade nur ansatzweise technisch anspruchsvoll, ist der Wohlfühlbereich mit den Schotterrädern schnell zu Ende. Dann werden die Räder eben geschultert. Hashtag #hikeabike: kein echtes Abenteuer ohne Radwandern.

In den Fachmedien werden die verschiedenen Radgattungen gerne ausführlich verglichen. Mountainbike-Magazine testen Hardtails gegen Gravelbikes, fühlen sich im besten Fall an die ruppigen Anfänge des Bergradsports erinnert und erfreuen sich am geringen Gewicht der Trendvelos. Rennradmedien gehen die Sache von ihrer Warte aus an, vergleichen Wattwerte, verweisen auf die breitreifigen Wurzeln des Straßenrennsports und verreißen die Neulinge wegen ihres hohen Gewichts. Der Generalist muss sich eben mit sämtlichen Spezialisten messen, deren Kompetenzbereiche er gerade so streift. Es ist, wie so oft, eine Frage der Perspektive.

Und die Empirie? Zumindest den einst trennscharfen Übergang von Asphalt zum Waldweg kann die Gattung verwischen. Dank breiter Berei-



fung und – im Vergleich zum verwandten Rennrad – komfortablerer Ergonomie muss die Fahrt nicht mehr am Straßenrand enden. Feldwege verlieren ihren Schrecken, autofreie Pfade rücken in den Fokus der Tourenplanung, spontane Abstecher auf Waldstrecken sind plötzlich möglich. Und auch bei reinen Straßentritten weiß der Radfahrer auf langen Distanzen und drittclassigen Belägen das Plus an Komfort zu schätzen. Ein klarer Gewinn.

Manch einem Gravelbike gelingt sogar der Spagat zum Reiserad. Mit Gepäckträger-Optionen an den Sitzstreben und an der Gabel mutiert das Rad zum schnellen und leichten Langstrecken-gefährte. Für leichtgewichtige Bikepacking-Abenteuer ist eigentlich jedes Modell zu haben. Der Einsatz im Alltag wird durch Schutzblech-aufnahmen und Lichtenlage verbessert, wer permanenten Rückenwind sucht, wird im Bereich der Elektro-Graveler fündig. Der systemimmanente Coolness-Faktor leidet dann etwas, das versteht sich von selbst. Der ist aber natürlich Nebensache. Wichtiger ist: Je mehr Menschen im Sattel sitzen, desto besser.

EIN RAUM WIRD WAHR

Von Johanna Keimeyer



Verner Panton hat unglaubliche Wohnlandschaften erschaffen. Bei Vitra habe ich sie mir gleich mehrfach erobert.

Zum ersten Mal sah ich den „Living Tower“ in einem Interior-Design-Laden in Freiburg. Das Möbelstück hatte eine überwältigende Wirkung auf mich. Mir verschlug es die Sprache. Ich konnte einfach nicht mehr wegschauen. Es war wie eine große Skulptur, die ich immer ansehen wollte. Die Ladenbesitzerin erzählte mir von Vitra Design, gab mir einen Katalog mit Fotos, und wenige Tage später schaute ich mir das Vitra Design Museum und den Architektur-Campus in Weil am Rhein an.

Ich war 22 Jahre alt – und wollte dort arbeiten. Ich steckte mitten in meiner Schreiner Ausbildung in Stuttgart, kurz vor der Zwischenprüfung, rief bei der Personalabteilung von Vitra an und fragte, ob ich bei ihnen meine Ausbildung fortsetzen könne. Sie schlugen mir vor, mich für eine Polsterausbildung zu bewerben. Da mir das Arbeiten mit Holz sowieso zu langwierig war und mir zu wenig Formfreiheiten bot, wechselte ich zu Vitra.

Es war eine gute Entscheidung, wie ich jetzt, Jahre später, bei einem Besuch dort festgestellt habe. Ich bin gleich wieder in die „Fantasy Landscape“ eingetaucht. Sie fühlt sich wie ein liquider, fluider Traum an, sie öffnet meinen Geist, ich fühle mich frei. All die Farben laden mich ein, überall Platz zu nehmen. Ich gehe hinein, tauche ab in das Meer aus Farben und fühle mich wohl in allen Liegepositionen, die man sich vorstellen kann. Mir kommt es vor, als wäre die Schwerkraft aufgehoben, und Grenzenlosigkeit träte an ihre Stelle. Alles ist möglich: Du bist der Meister deines Universums! Fühl dich wohl und lass alles so sein, wie es ist! Eine Einladung ins Jetzt.

Verner Panton wollte mit seinen Designentwürfen die Menschen dazu bringen, ihre Phantasie zu nutzen. Er wollte, dass sie sich mehr zutrauen, sie sollten mutiger experimentieren, so erzählt es mir Carin Panton von Halem, seine

Tochter. „Der Hauptzweck meiner Arbeit ist es, Menschen zu provozieren, ihre Vorstellungskraft zu benutzen“, sagte Verner Panton einmal. „Indem ich mit Licht, Farben, Textilien und Möbeln experimentiere und die neuesten Technologien einsetze, versuche ich, neue Wege aufzuzeigen, um die Menschen zu ermutigen, ihre Phantasie zu nutzen und ihre Umgebung spannender zu gestalten.“

Die „Fantasy Landscape“ ist nicht nur ein optisches Erlebnis, sie ist auch transformativ, befreiend und entspannend. Ergonomisch funktioniert sie wunderbar: Ich kann liegen, sitzen oder mich einfach in zwei Meter Höhe unter die Decke hängen. Sie erinnert mich an einen Katzenbaum oder einen Spielplatz für Erwachsene. Die „Fantasy Landscape“ ist unglaublich bequem. Alte, Junge, einfach alle erobern sie liegend oder hüpfend und fühlen sich geborgen.

Verner Panton wollte die Dreidimensionalität in Wohnräumen nutzen. Warum ein Sofa nur mit einer Sitzfläche auf den Boden stellen, wenn man auch auf mehreren Etagen übereinander sitzen, liegen und entspannen kann? Zu Hause im Wohnzimmer der Pantons entspannten sich die Gäste schnell, wenn sie sich auf den dreidimensionalen „Living Sculpture“ oder „Sitting Stairs“ aufhielten. Ihr Haus diente auch als Showroom und war immer voller Gäste.

Der Showroom von Vitra Design war mein Zuhause. Die Abteilung mit den Panton-Möbeln war meine Lieblingsecke. An der Wand hing ein schwarz-weißes Porträt von ihm mit Informationen zu seinen Designs und seinem Leben. In meinen Mittagspausen legte ich mich in den „Living Tower“ und wünschte mir, dieses Möbelstück einmal in Rot zu besitzen.

Als Auszubildende durchlief ich bei Vitra Design alle Produktionsabteilungen von Holz-,

Kein Fake: Die „Fantasy Landscape“ des dänischen Designers Verner Panton im Vitra Design Museum in Weil am Rhein wirkt wie eine Wohnhöhle. Unsere Autorin, die sich gleich mehrmals selbst in das Bild montierte, entspannt sich darin.

Foto und Montage
Johanna Keimeyer

Metall-, Modellbauwerkstatt bis hin zu CNC- und 3D-Prototyping sowie den Polstereien und allen Produktionsstätten. So lernte ich auch die Handnähte zu polstern, wie sie beim „Living Tower“ verwendet werden. Es war für mich eine überaus lehrreiche Zeit, mit Formen, Farben, Stoffen und Materialien. Ich lernte, die Stühle und Produkte zusammenzusetzen und Prototypen herzustellen. Am Ende kannte ich jede Schraube.

Verner Panton, der 1926 geboren wurde, war schon immer für Experimente offen. Zwischen 1950 und 1952 arbeitete er im Büro des Architekten Arne Jacobsen, der neben Poul Henningsen zu einem wichtigen Lehrmeister wurde. Dort war er vorwiegend mit Möbeldesign beschäftigt und arbeitete zum Beispiel mit am Entwurf der „Ameise“, des dreibeinigen Holzstuhls. „Ich habe nie so viel von irgendjemandem gelernt wie von Arne Jacobsen“, sagte Panton später. „Auch, Unsicherheit zuzulassen – und niemals aufzugeben.“ Seine Tochter ergänzt: „Verner suchte immer nach einer besseren Lösung. Er hatte immer das Gefühl, man könnte es noch besser machen.“

Schon 1954 schuf Verner Panton aufblasbare Sitzmöbel. Erst Jahre später, als das Material und die Technik so weit entwickelt waren, nahmen andere Designer die Idee auf. „Er hat ein Material gesehen, es in die Hand genommen und sich gefragt: Was kann man damit machen?“, sagt Carin Panton. „Er war seiner Zeit immer voraus, und seine Arbeiten sind zeitlos.“ Die Ideen skizzierte er auf kleine Notizzärtchen und entwickelte so seine Visionen.

Bei der dänischen Verkaufsmesse Købestaevnet klebte er 1959 Möbel an die Decke. „Die Erfahrung zeigt“, sagte er dazu, „dass diese Messe unglaubliche Menschenmassen anzieht und sie nie etwas anderes zu sehen bekommen als Rücken und Schultern der anderen. Lassen Sie uns also

alles an die Decke hängen.“ Die Presse, so erzählte es seine Tochter, habe ihn für verrückt erklärt.

Die dritte Dimension eines Raums, seine Höhe, wollte er als Lebensraum nutzen. Dieses Konzept stellte er erstmals 1964 auf der Internationalen Möbelmesse in Köln auf einem Gemeinschaftsstand der Möbelfirma Kill und der Schaumstofffirma Metzeler der Öffentlichkeit vor. Unter den ausgestellten Entwürfen befand sich auch der „Multilevel Lounger“, eine Stahlrohrstruktur, innerhalb derer vier Liegen in unterschiedlichen Höhen angeordnet waren. Die rechteckigen Plattformen waren um 90 Grad zueinander versetzt, um eine direkte Kommunikation über mehrere Ebenen zu ermöglichen.

Von Ende der sechziger bis Mitte der siebziger Jahre mietete der Chemiekonzern Bayer jeweils während der Kölner Möbelmesse einen Ausflugsdampfer – und ließ ihn von Designern in einen temporären Showroom verwandeln. Kunststoffprodukte im Zusammenhang mit Wohnen sollten bekannter gemacht werden, zum Beispiel die von Bayer entwickelte Kunstfaser Dralon, die für Heimtextilien genutzt wurde. Für das „Dralon-Schiff“ bürgerte sich von 1969 an – auf Pantons Anregung hin – die Bezeichnung „Visiona“ ein. Panton, der 1968 mit der Gestaltung des Schiffes beauftragt worden war, wollte eine allzu enge Begrenzung auf den Textildbereich umgehen. Indem er auch Möbel und Leuchten in seine Präsentation integrierte, schuf er atmosphärisch dichte Räume, in denen Farbe und Licht eine dominante Rolle spielten. Seine experimentellen Wohnräume, in denen er seine als utopisch interpretierten gestalterischen Ideen demonstrierte, erregten viel Aufmerksamkeit.

Bei der Visiona 0 im Jahr 1968 stellte er seine Vorstellung des dreidimensionalen Wohnens in Form der „Flying Chairs“ aus, der hängenden

Sitzschalen. In dieser Zeit entstanden auch der „Living Tower“ und die „Fantasy Landscape“, die zum ersten Mal auf der Visiona 2 im Jahr 1970 ausgestellt wurde. Die Idee, den ganzen Raum auszunutzen, faszinierte Panton sein Leben lang. „Ich kann es nicht ertragen“, sagte er, „in ein Wohnzimmer mit dem klassischen Sofatisch zu kommen und zu wissen: Hier sitzt man nun den ganzen Abend fest!“

Dinge neu denken, Dinge anders machen, Dinge ausprobieren, auch wenn sie zunächst jenseits der Grenzen der Vernunft zu liegen scheinen – das war seine Idee. Verner Panton wollte in seine Ausstellungen alle Sinne mit einbeziehen und arbeitete deshalb auch mit Sound und Düften. Schon die leuchtenden Farben riefen viel Aufregung hervor. Denn sie fielen sofort ins Auge, weil damals noch Farben wie Braun, Weiß oder dunklere Gelbtöne dominierten – und weil Wohnräume noch kein Ausdruck von Individualität waren.

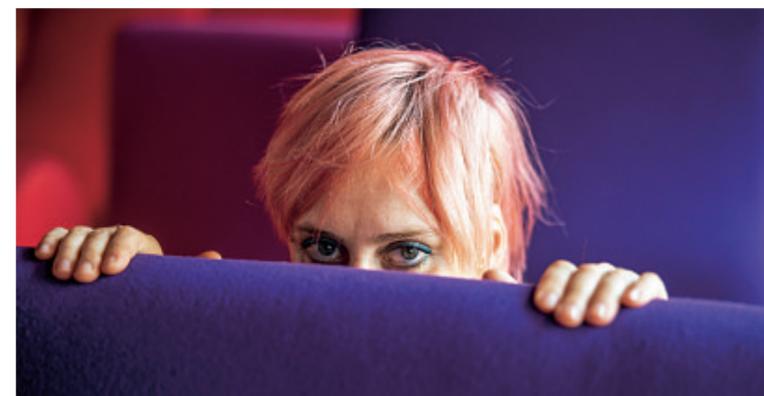
Die „Fantasy Landscape“ lässt mich wegen der Farben und Formen lächeln, sie umhüllt mich wie eine neue kreative Welt. Verner Panton transfor-

miert mich regelrecht. Es entsteht ein energiegeladener Raum voller Power. „Einer seiner Lieblingsorte, wenn er seine Ruhe suchte, war im ‚Living Tower‘“, erzählt seine Tochter. „Dann saß er ganz oben, um sich zu konzentrieren.“

Ja, auch das war es, was mich daran faszinierte, wenn ich in der Mittagspause dort lag: Ich konnte mich konzentrieren und mich zugleich entspannen. Und dann kam der Tag, an dem ein „Living Tower“ von einem Kunden zurückgeschickt wurde, sogar in Rot – und ich konnte ihn kaufen. Dieser „Living Tower“ ist seit 15 Jahren ein fester Bestandteil in meinem Leben. Wenn ich aufwache, schaue ich auf ihn, wenn ich einschlafte, schaue ich auf ihn. Ich kann mich oben hinsetzen, unter die Decke, an Verner Pantons Lieblingsplatz. Oder ich schaue ihn mir an, wie eine Skulptur, von der man nie genug gesehen hat.

Die Ausstellung „Home Stories“ mit Arbeiten von Verner Panton ist noch bis zum 28. Februar im Vitra Design Museum zu sehen. Die „Fantasy Landscape“ wird vom September 2021 an wieder im Trapholt-Museum in Kolding (Dänemark) zu sehen sein.

Viel zu sehen: Unsere Autorin lässt sich auch als Künstlerin von Verner Panton anregen.





„SCHMUCKSTÜCKE MIT GESCHICHTE SIND BELIEBT“

Wer sind die Kunden, die bei Auktionen mehrere Millionen für Schmuck ausgeben? Sotheby's-Experte Olivier Wagner über den Online-Handel mit Diamanten in Corona-Zeiten, Bieterstreite und berühmte Besitzerinnen.

Olivier Wagner, Sie haben im November, mitten im zweiten Lockdown, in Genf einen seltenen rosafarbenen Edelstein für 26,6 Millionen Dollar versteigert. Wie muss man sich die Vorbereitungen auf die Auktion vor dem Hintergrund der Reisebeschränkungen vorstellen?

Haben Sie den Netflix-Film „Crazy Rich“ gesehen? Ein Porträt der wohlhabenden Gesellschaft von Singapur, die Schmuck im Wert von Millionen trägt. Er wird hinter verschlossenen Türen erworben und wie selbstverständlich getragen.

Hongkong hat ein japanischer Privatsammler Anfang Oktober einen Diamanten von mehr als 102 Karat ersteigert, für 15,7 Millionen Dollar. Eine Sensation, denn zum ersten Mal wurde ein ovaler lupenreiner Diamant ohne Reserve angeboten. Das bedeutet, dass das erfolgreiche Gebot den Zuschlag erhält, unabhängig von der Höhe des Gebots oder dem Eigenwert des Diamanten. Der Diamant hätte auch für 10.000 Dollar den Zuschlag erhalten können. Der Käufer hat den Stein nach seiner zweiten Tochter benannt. Es ist jetzt der „Maiko Star“. Etwas früher, im April 2019, hat derselbe Käufer schon einen ovalen Diamanten ersteigert. 88,2 Karat. Der „Manami Star“, benannt nach seiner älteren Tochter.

Hat er noch mehr Töchter?
Das hoffe ich doch!

Wie arbeiten Sie in diesen Zeiten?
Wir können derzeit nicht reisen. Gewöhnlich wäre ich drei, vier Tage die Woche unterwegs, zum Beispiel in Deutschland, aber auch auf anderen Kontinenten. Dort würde ich Kunden treffen, Schätzungen vornehmen, Sammlungen anschauen. Heute sehe ich mir viele Fotos an, die mir die Kunden zuschicken und die einen Eindruck von ihren Juwelen und Edelsteinen vermitteln. Aber um eine vernünftige Schätzung vorzunehmen, muss man einen Stein live sehen. Der Gütertransport zwischen den Ländern funktioniert gut, und in Genf haben wir den Freihafen, dorthin kann man Schmuck zur Begutachtung schicken, ohne ihn in die Schweiz zu importieren.

Die Kunden können auch nicht reisen. Stattdessen laufen jetzt viele Ihrer Versteigerungen online.

Ja, und was wir sehen: Schmuck war immer wichtig, aber über die Online-Auktionen gewinnt er noch mehr an Bedeutung. Sehr viele Neukunden kommen über den Schmuck zu uns und steigern später in anderen Kategorien mit. Wir beobachten, dass viele Sammler sehr jung sind. 25 Prozent sind jünger als 40 Jahre. Verlobungsringe, Ringe zum Geburtstag, damit geht es los.

Schmuck als Einstieg für Bieter. Wie kommt das?
Schmuck ist vielleicht etwas, das Menschen schon immer gekauft haben und sammeln, das für sie seit eh und je Inbegriff einer Wertanlage ist. Und so ist das auch bei Auktionen für sie ein logisches Feld. Sie wollen etwas kaufen, das seinen Wert hält, und woran sie auch Freude haben.

Investieren die Menschen zunehmend in Sachwerte?
Ja, vor allem jetzt in Zeiten der Unsicherheit. Wir haben zum einen Sammler, die den Schmuck tragen, und zum anderen Menschen, die ihn als Investition betrachten und in den Safe legen. Das ist die Mehrheit, sie trägt die Stücke nur sehr selten. Dass das Geschäft mit unseren Online-Auktionen so angezogen hat, das hat sicher auch damit zu tun, dass es während des Lockdowns ansonsten kaum Möglichkeiten gab, Schmuck zu kaufen. Alles war geschlossen, aber wir konnten recht störungsfrei weiter ein großes Angebot online bereitstellen, weil wir schon Erfahrung hatten. Schmuck ist eine der beliebtesten Kategorien online und in den sozialen Medien.

Wie war das früher, als es noch keine Online-Auktionen gab?

Geschätzt auf weniger als 700 Dollar, verkauft für das Dreihundertfache: Jacqueline Kennedys Kunstperlenkette. Hier spielt die damalige First Lady mit John F. Kennedy Junior im Weißen Haus im Jahr 1962.

FOTOS: CECIL STOUGHTON, WHITE HOUSE / JOHN F. KENNEDY PRESIDENTIAL LIBRARY AND MUSEUM, EUGENE THEODORE

Die Kunden sind gereist oder hatten einen Berater, der sich die Schmuckstücke an dem jeweiligen Standort für sie angeschaut hat. Lange haben sowohl Käufer als auch Verkäufer gezögert, online zu kaufen oder zu verkaufen. Ihnen war es wichtig, Schmuckstücke live zu sehen. Dann waren sie, aus bekannten Gründen, gezwungen, sich anzupassen, und jetzt läuft es gut. Während des Lockdowns im Frühjahr haben wir das Tutti-Frutti-Armband von Cartier aus den dreißiger Jahren versteigert. Es erzielte 1,34 Millionen Dollar, online.

Wie wird man Experte für Schmuck?
Ich habe Kunstgeschichte, Arabisch und Archäologie in Genf studiert, war für ein Semester auch in Berlin und habe ein Praktikum in einem Auktionshaus absolviert. Das war ein unvergessliches Erlebnis. Nach dem Abschluss bin ich dabei geblieben und arbeite nun seit 15 Jahren für Sotheby's. Schmuck ist sowohl künstlerisch als auch wirtschaftlich gesehen eine Bereicherung. Und bei der Analyse von Edelsteinen muss man auch den wissenschaftlichen Aspekt berücksichtigen. Das finde ich spannend. Steine faszinieren mich schon ein Leben lang.

Erinnern Sie sich an den ersten Edelstein, dem Sie in Ihrem Leben näherkamen?
Ja. Das war ein Diamant, ein Kissen-Schliff, der dem Stein viel Leben gegeben hat. Das sah fast so aus, als würde er im Kerzenlicht schimmern. Faszinierend. Damals war ich sieben Jahre alt. Es war der Ring meiner Mutter.

Wie wichtig ist bei Auktionen die Marke eines Stücks?
Wir verkaufen eine ganze Reihe prachtvoller Stücke, es können lediglich Edelsteine sein, es

kann Antikschmuck sein, aber wenn eine Marke damit verbunden ist, dann ist das wie die Signatur auf einem Bild. Das ist immer ein Pluspunkt. Sehr gefragt sind Vintagestücke von Cartier aus den Jahren 1910 bis 1930, von Van Cleef & Arpels aus den Vierzigern, Fünfzigern und Sechzigern. Davon gibt es immer weniger auf dem Markt. Im Juni haben wir im Rahmen einer Online-Auktion ein wunderschönes Armband von Cartier versteigert. Der Schätzpreis lag bei 50.000 bis 80.000 Schweizer Franken, und es erzielte 475.000.

Was sind die Kriterien, die ein Stück erfüllen muss, um überhaupt für eine Auktion in Frage zu kommen?
Zunächst einmal geht es um die Qualität. Der Wert muss marktgerecht nicht zu niedrig sein, sonst gibt es zu viele Angebote. Die Grenze liegt bei 3000 Euro. Und natürlich muss es etwas sein, was wir verkaufen können. Das Stück kann vielleicht wertvoll sein, aber wenn das Design nicht in unsere Zeit passt, dann wird es schwierig. Außerdem sind die Kunden gerade sehr daran interessiert, Stücke mit Geschichte zu erwerben, solche, die zuvor einer berühmten Persönlichkeit gehört hatten, sind extrem beliebt. Über die Diamanten identifiziert man sich so ein bisschen mit dieser Person und ihrem Leben. Wenn Sie einen Diamantring unbekannter Herkunft kaufen können oder den Diamantring, der mal einer Königin gehört hat, ist das ein himmelweiter Unterschied.

Zum Beispiel?
Wir haben vor einer Weile einen Perlenanhänger versteigert, der einst Teil von Marie-Antoinettes Privatsammlung war, er hat mehr als das Dreifache des Schätzwerts erzielt, nämlich 36,4 Millionen Schweizer Franken. Am Anfang

hatten wir vier, fünf Bieter, von zehn, elf Millionen an waren es nur noch zwei. Sie überboten sich dann gegenseitig, bis zu 36,4 Millionen Schweizer Franken.

Ein Bieterstreit. Passiert das häufiger?
Einen Bieterwechsel gibt es regelmäßig, doch vom Kaliber wie bei Marie-Antoinettes Perlenanhänger ist es eher selten, aber wenn es passiert, ist es fantastisch. Das Beispiel Marie-Antoinette zeigt: Der Preis, den die Kunden bereit sind zu bezahlen, reflektiert nicht allein den Wert des Juwels. Daran sieht man vielmehr, dass es um etwas ganz anderes geht. Vor vielen Jahren haben wir eine Kunstperlenkette von Jacqueline Kennedy versteigert. Geschätzt auf 500 bis 700 Dollar. Verkauft für 211.500 Dollar.

Die Fragen stellte Jennifer Wiebking.



Olivier Wagner, 46, ist Schweizer, wuchs in Genf auf und arbeitet seit 15 Jahren als Schmuckexperte beim Auktionshaus Sotheby's.

T



I am what I am

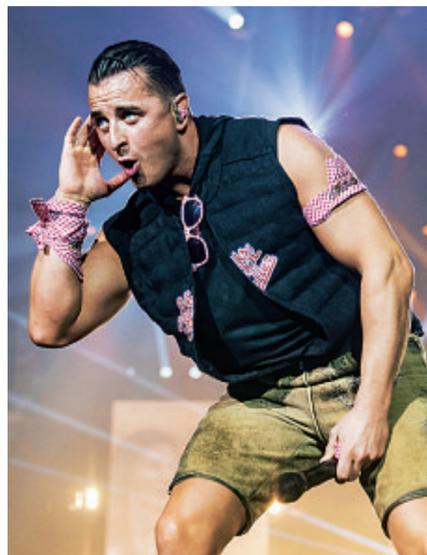


Deine Songs, dein Sound.
Bold. Colourful. Inspiring. Er ist unser bisher leistungsstärkster Bluetooth-Kopfhörer. Dazu kommen clevere Features und eine extrem lange Akkulaufzeit. Entdecke den neuen SUPREME ON von Teufel.

Teufel

#FollowYourSound

„MEINE TRACHT? ALLES VOM OTTOVERSAND!“



Tolle und Lederhose: **Andreas Gabalier** mischt seit Jahren die Volksmusikszene auf. Der „Alpen-Elvis“ füllte mit seinen Konzerten sogar schon das Olympiastadion in München – und das gleich drei Jahre nacheinander. Der gebürtige Kärntner, der in Graz aufwuchs, erreicht mit Alben wie „Mountain Man“ in Deutschland, Österreich und der Schweiz regelmäßig Platz eins. Dabei ist der Sechsendreißigjährige nicht unumstritten, etwa wenn es um sein Frauenbild geht. Unbedenklich hingegen ist sein Weihnachtsalbum „A Volks-Rock 'n' Roll Christmas“, das gerade erschienen ist.

Was essen Sie zum Frühstück?

Ich frühstücke selten, aber wenn, dann Müsli. Dazu Wasser. Ich bin nicht der Typ, der aufsteht und Kaffee braucht. Das ist für mich ein Nachmittagsgenuss.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Das meiste kaufe ich in Flughäfen, wenn ich da so warte und herumspaziere. Sonst war ich im März, mit der ersten Meeressehnsucht, auch immer in Venedig und habe mir von dort mitgenommen, was ich brauche. Und bei meiner Tracht für die Bühne ist alles vom Ottoversand.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ein alter Hubertusmantel meines Vaters. Der wird so 40 Jahre alt sein und ist eines der wenigen Erbstücke, die ich haben wollte vom Papa.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Das mache ich sehr oft, da bin ich wirklich von der alten Schule. Der letzte Brief war zur Erstkommunion vom Louis Pachleitner, der Vater ist ein großer Brillenproduzent hier in Graz. Der Junior ist acht und hatte mich eingeladen, als einen seiner zehn erlaubten Gäste. Da habe ich ihm natürlich schriftlich dafür gedankt.

Welches Buch hat Sie in Ihrem Leben am meisten beeindruckt?

Altersbedingt war es Michael Endes „Die unendliche Geschichte“. Ich hab' damals noch nicht mal richtig lesen können und mir dennoch die eintausendirgendwas Seiten reingezogen. Das war das erste Buch meines Lebens.

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Übers Smartphone. Ich versuche immer bunt gemischt einzustreuen, weil's interessant ist, wie unterschiedlich Zeitungen über dasselbe Thema berichten.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Im Jahr 2020 definitiv Corona.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Ich glaube, das war „Forrest Gump“. Ich bin nicht nah am Wasser gebaut, aber wie er sein ganzes Leben seiner Jenny nachrennt, und am Schluss liegt sie unter der Erde, das ist schon höchst emotional.

Sind Sie abergläubisch?

Nein! Obwohl: Ich trinke immer zwei kleine Bier, bevor ich auf die Bühne gehe, ohne geht es nicht. Vielleicht bin ich ja doch ein wenig abergläubisch.

Worüber können Sie lachen?

Über so viel. Ich bin eine gesellige Frohnatur. Lachen ist für mich jeden Tag, den ganzen Tag. Selbst wenn ich was lese über mich, was mich ärgern sollte, kostet mich das auch nur ein Lächeln. Ich bin zu fröhlich gebaut, zu positiv auf die Welt gekommen.

Ihre Lieblingsvornamen?

Mein ältester Freund hat seine kleine Tochter vor einem halben Jahr Frieda getauft. So hieß damals die Klosterschwester, die im Kindergarten auf mich aufgepasst hat, bis die Mama mit dem Unterrichten in der Schule fertig war. Das hat mir riesig gefallen, der Name ist schon lange in Österreich verloren. Und Anton. Das ist ein richtiger Burschename. So hat mein Großvater geheißt.

Machen Sie eine Mittagspause?

Ich hab' ja keine festen Dienstzeiten, und meine Tage sind oft so turbulent, da geht sich das nicht aus.

In welchem Land würden Sie am liebsten leben?

In Österreich. Wir haben's einfach echt super erwircht, wir haben alles, von Kultur bis Kulinarik, auch wenn uns die Deutschen belächeln, weil wir die kleinen Deutschsprechenden sind. Zum Verharren und auf Dauer, auch mit dieser ganzen Pandemie zeigt sich das jetzt, gibt es fast nichts Besseres.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Bier.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Da hab' ich mir noch nie Gedanken drüber gemacht, weil ich seit meinem 18. Lebensjahr Auto fahre. Damals war's echt der Inbegriff von Freiheit, mal eben nach Italien fahren. Und man hat's ja auch so lang herbeigesehnt. Auto ist für mich nicht wegzudenken.

Was ist Ihr größtes Talent?

Leute zu begeistern, auch wenn das jetzt nach Eigenlob stinkt.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Ich brate mit der größten Freude 1,4 Kilogramm schwere, drei Monate lang abgehängte Steaks über offener Flamme.

Welche historische Person würden Sie gerne treffen?

Elvis.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Nur hin und wieder eine Uhr, eine alte Omega. Die war ein Erbstück von meinem Großvater, als ich acht Jahre alt war. Das ist so eine richtig Schöne, noch zum Aufziehen, die trage ich zu Familienfeiern und ins Theater, wenn ich mich mal schick mache, dann führe ich die gerne aus.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Seit ich Parfüm sprühe, habe ich nur Hugo Boss Bottled.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

In meiner Kindheit waren wir immer bei den Großeltern in Auen am Wörthersee, auch weil es finanziell für uns nicht möglich war, mit vier Kindern irgendwohin zu fliegen. Und da haben wir viel gebastelt. Eines der schönsten Dinge war ein Floß. Das war drei mal drei Meter groß und aus heutiger Sicht höchst gefährlich, aber dennoch jahrelang unser liebstes Spielzeug auf dem Wasser.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Bei Bryan Adams im vergangenen Jahr in Klagenfurt.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

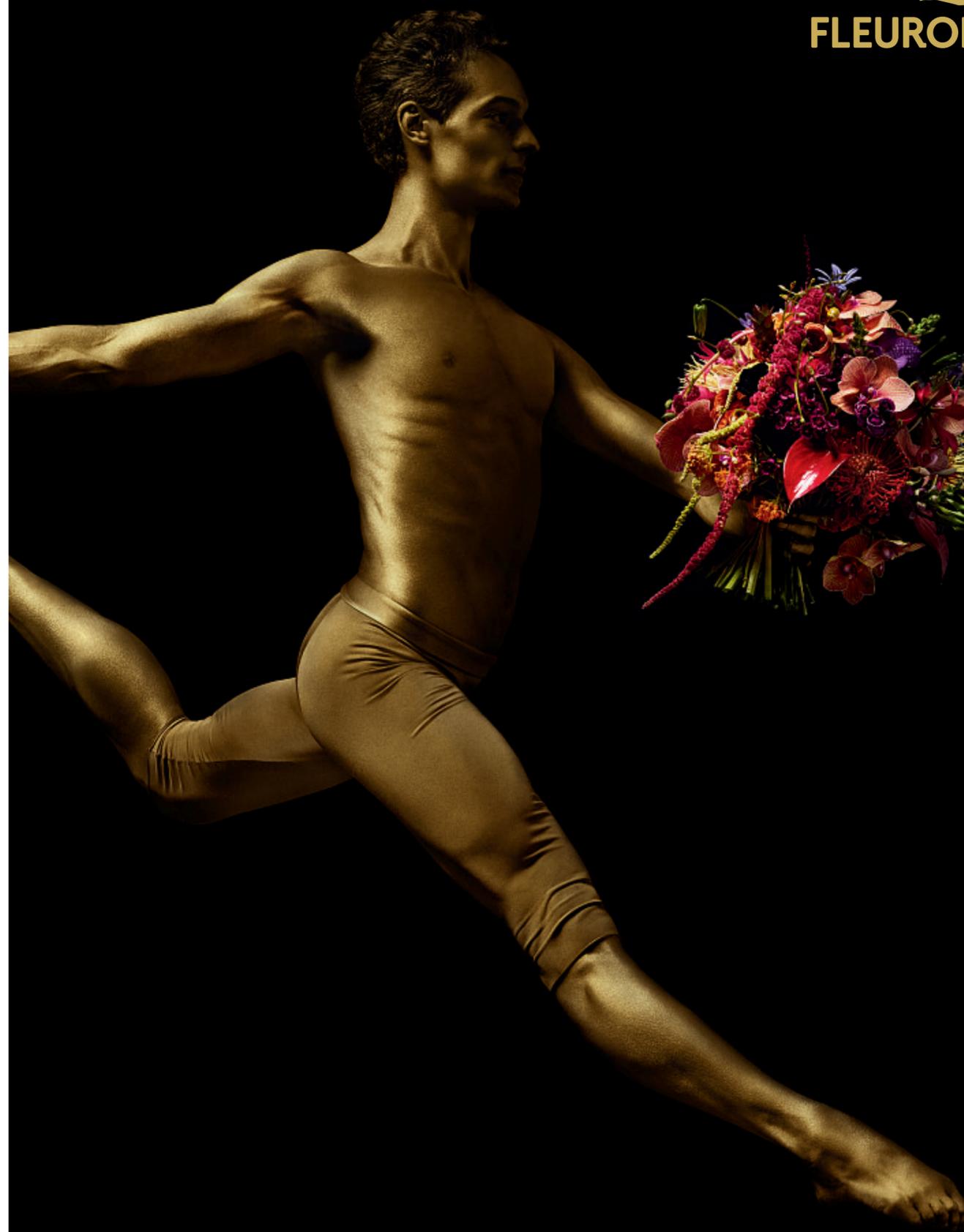
Ich bin eigentlich sehr glücklich, auch weil ich meinen derzeitigen Erfolg zu schätzen weiß. Da darf ich sehr zufrieden sein. Mir geht's richtig gut.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Wasser und manchmal Holundersaft. Wein trinke ich höchstens mal an Weihnachten bei der Mama.

Aufgezeichnet von Peter-Philipp Schmitt.

FOTO EPA



VERBUNDEN DANK
BLUMEN

N°5



ERHÄLTLICH AUF CHANEL.COM CHANEL-Kundenservice - Tel. 01801-24 26 35 (3,9 Ct/Min. aus dem Festnetz, max. 42 Ct/Min. aus Mobilfunknetzen).